



LÄNDER UND VÖLKER

4.

Heft • April • 1936

66. Jahrgang Neue Folge

**Ständige Beilage: Bericht über auslandkundliches Schrifttum
In diesem Heft: Der ibero-amerikanische Kulturkreis**

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN



LÄNDER UND VÖLKER

Herausgegeben von der **GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE**

Berlin NW 40, Lüneburger Straße 21 / Fernruf: C 5 Hansa 5311

Postcheckkonto: Berlin 747 50 / Erfüllungsort: Berlin-Mitte

Schriftleitung: Berlin C 2, Breite Straße 37 (Ibero-Amerikanisches Institut)

Fernruf: D 4 Humboldt 6415

Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung erbeten

66. JAHRGANG/N.F. / HEFT 4 / APRIL 1936

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Estermann: In den Zelten an der Italienischen Front erzählt man sich	97
Schultze: Der Tana-See im abessinischen Konflikt	100
Philipp: Das ägyptische Problem	103
Corbach: „Eurafrika“	105
Fedderson: Das iranische Reich	108
Schmidt: Religiöse Wandlungen in Iran	112
Volhard: Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition III	114

QUERSCHNITTE	117
------------------------	-----

DIE BRÜCKE ZUM AUSLAND

Das neue deutsche Recht und seine Beziehungen zu Italien	122
Deutschlands Brücke nach Übersee	123

ZEITSCHRIFTENLESE	125
-----------------------------	-----

BÜCHERTAFEL	127
-----------------------	-----

Monatsschrift für Mitglieder der Gesellschaft für Länderkunde / Einzelheft 0,50 M.

Zu beziehen durch den Verlag und bei jeder Buchhandlung

A N S C H R I F T E N D E R M I T A R B E I T E R

Walter Estermann, Schriftleiter, Berlin SW 68, Zimmerstr. 88. — Privatdozent Dr. I. Schultze, Jena, Wöllnitzer Straße 12. — O. Philipp, Konteradmiral a. D., Berlin-Halensee, Hektorstr. 5. — Otto Corbach, Schriftsteller, Berlin-Wilmersdorf, Kreuznacher Str. 36a. — Dr. Harald Feddersen, Berlin-Lankwitz, Havensteinstr. 16e. — Dr. jur. Kurt Schmidt, Berlin-Lankwitz, Frankenthaler Ufer 15a. — Dr. Ewald Volhard, Assistent im Forschungsinstitut für Kulturmorphologie, Frankfurt a. M., Forsthausstr. 103.

VERLAG: GESELLSCHAFT FÜR LÄNDERKUNDE, BERLIN

Walter Estermann:

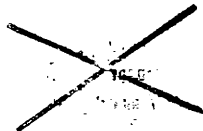
In den Zelten an der Italienischen Front erzählt man sich . . .

Das Mittelmeerproblem überschattet nach wie vor die gesamte große Außenpolitik in der Welt. Nachdem der Verfasser dieses Aufsatzes, in Heft 2 unserer Zeitschrift „Länder und Völker“ die Seele der italienischen Menschen im Heimatlande, sein Willen und sein Wollen, die ganze Dynamik seines Handelns, sein Fernweh nach Afrika geschildert hatte, bringen wir jetzt, nachdem er im Flugzeug von der afrikanischen Front zurückgekehrt ist, die zweite bereits angekündigte Arbeit, die ein Bild zu geben versucht von dem tiefen Glauben des italienischen Frontheeres und dem heißen Willen, das gesteckte Ziel zu erreichen.

Die Schriftleitung.

„Wenn ich zwischen dem Aschangi-See und dem Tana-See zu wählen habe, dann ist mir der Como-See der liebste!“ Diesen etwas seltsamen Satz, den man zweimal lesen muß, um ihn zu verstehen, hat mir einer der blauäugigen, hochgewachsenen Freiwilligen-Offiziere gesagt, die die Lombardei in so großer Zahl an die Front in Ostafrika geschickt hat. Seinem und auch meinem Charakter in diesen Stunden entsprechend, lagen wir schweigend in dem Backofen des Lazarett-Zeltes von Omager, beide auf das böse Wühlen in unseren Gedärmen lauschend, die das Wasser des Setit-Flusses — wegen der Hitze am Vortag etwas reichlich genossen — hervorrief. Wir wären beide mit zitternden Knien und steinhartem Magen zum Lazarett gekommen, um durch zwanzigstündigen Schlaf die kleine Dysenterie auszuheilen, die uns halbtot machte. Zehn Minuten vom Lazarett, am Setit, fuhren inzwischen die fünfhundert Lastwagen, Straßenpanzerwagen und die mit Maschinengewehren bestückten Motorräder mit Beiwagen der Kolonne Starace durch die Furt des Setit, um den bekanntgewordenen „Kaid“ nach Gondar anzutreten. Trotzdem mein Freund und Bettnachbar seine Gedanken lieber um die in Frühlingsblüte stehenden Ufer des Como-Sees in seiner fernen Heimat an der Schweizer Grenze gehen ließ als um die des Aschangi und des Tana, war er sehr ungeduldig, seine Krankheit rechtzeitig auszuheilen, um doch noch mit dem Generalsekretär der Faschistischen Partei, Starace, die erwarteten Vorbeeren an der Sudangrenze pflücken zu können.

Da schon die homerischen Helden im Schimpfen groß waren, darf man es den tropenbehelmtten Römern des gegenwärtigen Krieges in Ostafrika auch nicht verargen, daß sie manchen bitteren Witz und manchen scharfen Hohn über das Land Abessinien und seinen Wert prägen. Man kann ihnen nicht übelnehmen, daß sie lachen müssen, wenn die Braut aus Rom im letzten liebesheißen Briefe schreibt: „Gott, muß Abessinien doch ein schönes Land sein: So viele Rakteen!“ Und daß sie kommentieren: Tatsächlich, wo man hingreift, sticht man sich an Dornbüschchen und Rakteen. Oder so: Nicht einmal wilde Tiere gibt es auf diesen gottverlassenen Hochebenen Abessiniens, abgesehen davon, daß die Jagd verboten ist; die einzigen Bestien, denen man hier begegnet, sind Myriaden



von Fliegen und die spitze Messer zu den bekannten, der Männlichkeit beraubenden Operationen tragenden Abessinier . . .

Trotzdem würde man ein völlig falsches Bild bekommen, würde man diese Flüche an der Front, die ununterbrochen von den durch Wind und Staub und Trockenheit zerrissenen Lippen kommen, irgendwie anders aufnehmen, als das in allen Kriegen gerade bei den besten Soldaten übliche Schimpfen, mit dem man die härtesten Strapazen eben nun einmal leichter überbrückt. Im Gegenteil, der Mann, der vom Como-See träumt, würde noch viel ärger fluchen, nähme man ihn nicht auf der Fahrt durch das wie Bartflaum lichtblonde Steppengraß von Wolkait und Amhara nach Gondar zum Tana-See mit. Und der, der mir in Hausien den Brief, der die Rakteen, die ihm selbst schon reichlich auf die Nerven gehen, lobte, gezeigt hat, hat fünf Minuten später mit geradezu faustischer Freude davon erzählt, wieviel italienische Bauern man wohl einmal auf der fruchtbaren Ebene zwischen Adigrat und Hausien ansiedeln könne und was zum Ausbau der hundert schon entdeckten Goldminen Eritreas und zum Ausbau der riesigen Eisenerzgebirge bei Decameré und Edoga Hamus zu tun sei. Der dritte aber, der die Abessinier in vielen Gefechten so angriffs-lustig wie die schrecklichen, den nervenlosesten Menschen zum Narren machenden Fliegen des Tigré kennengelernt hatte, schilderte dann liebevoll, welch ein heiteres Völkchen die Abessinier, die über alles und jedes lachend ihre blendenden Zähne zeigen, doch seien und verfehlte nicht den Ausblick in die Zukunft, daß Italien in wenigen Jahren (da die Amharen zu Arbeitern keinesfalls, umso-mehr aber zu Kriegerern zu gebrauchen sind) über das größte Askariheer in Afrika verfügen werden.

Nein: Das Frontheer schimpft mit viel Temperament über den Krieg im allgemeinen, der sie von den Familien fernhält, über den Staub, der die Haare und den Bart rötlich belegt, über die Berge, die wie Sarkophage versunkener Götter steil und kahl aus den Ebenen ragen, über die Feldpost, die für einen Brief aus dem Tembien nach Italien fast einen Monat benötigt, über die „Haifische“ in Asmara, die durch Transporte und Straßenbau fette Kriegsgewinne scheffeln, über den Generalstab, der zu langsam vorrückt, über die arabischen Händler, die die Zigaretten in Massua billigst einkaufen und sie an der Front dann sündteuer verkaufen, über die abessinischen Frauen, die die winzigen Eier pro Stück um zwanzig Pfennig verkaufen und wenn die Soldaten ein Kompliment über ihre, mit ranziger Butter beschmierten, in viele hundert Zöpfchen geflochtenen Haare sagen, gleich zu „Zaptié“, dem schwarzen Polizisten laufen; aber was sind diese Flüche gegen die Hektoliter von Salzsäure, die man immer wieder über England, Frankreich und den Völkerbund ausgießt. Weil sich Genf so sehr darüber ärgert, freut man sich dann schließlich doch über die Eroberung Abessiniens (Das ganze muß es sein!), freut sich über die Unternehmung, die eine so weltweite Blamage des gehaßten und beneideten England hervorgerufen habe und singt raube Lieder auf Frankreich, das man grenzenlos verachtet, wie das von der „Kneipe zum Tana-See, in der Frankreich die Rolle des Animmier-mädchens spielt“.

Wenn schon die Kolonialromantik, die man im italienischen Schrifttum heute pflegt, in der harten Wirklichkeit zerstäubt, und die allzu übertriebene Begeisterung vom 40. Breitengrad Neapels zum 14. Breitengrad Massauas im gleichen Verhältnis sinkt: Daran ist nichts zu ändern, daß alle bis zum letzten Schwarzhemd und Soldaten eine

vollständige Lösung wollen und zu jedem Opfer bereit sind, um aus dem eroberten Land etwas Ordentliches zu machen. „Jetzt sind wir schon einmal hier“, sagte mir ein Advokat aus Rom, den sechs Monate Marschieren, Kämpfen, Straßenbauen schlank gemacht hatten, „und haben nicht die Absicht, umsonst die achttägige Heimfahrt anzutreten. Wenn man noch lange mit uns spielt in Genf, dann sind wir auch bereit, durch ganz Afrika nach allen vier Himmelsrichtungen zu marschieren. Wir sind eine halbe Million, die nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hat, wir marschieren vierzig Kilometer im Tag und haben während der viertägigen Tembenschlacht achtzig Kilometer Straßen gebaut; wir haben gelernt, vier Tage ohne Wasser und Futter zu leben, wir tragen die Maultierfädel auf dem Rücken, wenn die Tiere an der Pest krepieren: Uns kommt es gar nicht darauf an, in zwei oder drei Jahren in Kapstadt oder Timbuktu zu sein!“ An den Uniformen fehlen schon die Knöpfe, den Tropenhelmen fehlt der Kops (So daß eigentlich unerfindlich ist, wie die verbliebenen Ränder noch gegen den Sonnenstich schützen sollen), das Waschen ist ein Luxus und die furchtbaren Windhosen, die die Zelte in der Luft wirbeln lassen, stören den Mittagschlaf: Aber, hol's der Teufel, auch an Afrika gewöhnt man sich und lernt es lieben! Cäsar hat — bei einer beachtenswerten Ähnlichkeit der Art des Bom=Jaune=brechens des Krieges — acht Jahre Krieg um Galizien geführt: So oft man an der Ostafrika-Front auch das Abfahrtsheulen des Heimkehrdampfers sehnsüchtig nachahmt — wenn es sein muß, schluckt jeder auch acht Jahre den Staub Afrikas, erträgt acht Jahre den verminderten Luftdruck der Hochflächen, der die Lunge arbeiten läßt wie in den pneumatischen Kammern Bad Reichenhalls . . .

Nie ist mir diese totale Kriegsstimmung mehr aufgefallen, als in den Tagen, die der Nachricht von der Vereiterklärung Italiens zu Friedensverhandlungen und der Rheinlandbefreiung folgten. So sehr die Tat des Führers — durch Funkentelegramme noch an jenem denkwürdigen Sonnabend selbst den vorgeschobenen Posten bekanntgeworden — Begeisterung hervorrief (Eine Abstimmung unter den Schwarzbenden und Soldaten hätte sicher 99% ergeben), so sehr ärgerte man sich allenthalben über die erste Nachricht, die von einigen Etappen=Wichtigtuern aus dem Hauptquartier auch noch durch Gerüchte von einer baldigen Einstellung der Feindseligkeiten ergänzt wurde. Aufgeregt versammelten sich die in Asmara auf Sonntagsurlaub befindlichen Männer der Front vor dem Pressehaus in der „Straße Benito Mussolini“, als solche kenntlich an den Schlachortsnamen, die sie sich in seltsamer Eitelkeit mit Tintenblei auf den Tropenhelm zu schmieren pflegen — Adua und Adigrat, Hausien und Makallé, Uorier und Uddi Abbi. Es sprach zuerst Ciano, Fliegerhauptmann und Propagandaminister, der eigentlich nur den Duce der Treue und des Gehorsams aller versicherte. Dann kam Bottai, Hauptmann und Gouverneur von Rom, der auch nur sagte, daß Mussolini die Situation in Europa in der Faust habe. Den Zuhörern war das zu wenig: Sie wollten wissen, ob man wirklich den Krieg abstoppen wolle und ob man die Möglichkeiten durch die Entwicklung in Europa etwa übersehe. Deshalb riefen sie in fünf Minuten langen Sprechchor nach Farinacci, Oberleutnant und früherer Generalsekretär des Faschismus, den man als den revolutionärsten, unerbittlichsten und sozialistischsten der Faschistenführer im Volke heiß liebt. Endlich schob sich Ciano Farinacci an die Brüstung, der dann auch gleich loslegte. Von dem Roten Meer sprach er, das die Straße des Imperiums sei, von dem Sieg, den man wolle und nicht nur den Frieden, und davon, daß man zum

Kampf nach Ostafrika gekommen sei und nicht zur Debatte. Es war etwas gewagt, was er da — bejubelt vom Volk — sprach, aber schließlich hat sein revolutionärer Instinkt doch richtig gehandelt: Mussolini hat bekanntlich die Rheinlandbefreiung nicht dazu benützt, durch Entgegenkommen an die Stresa-Mächte die Sanktionen abzuschütteln, sondern im Gegenteil zu weiteren Vorstößen in Ostafrika — seinen Legionären in Afrika aus dem Herzen handelnd.

Ohne Addis Abeba genommen zu haben, den weiten Weg durch den Suez-Kanal und die Straße von Messina zurückzukehren, wäre ihnen ein großer Schmerz, viel größer als der, weitermarschieren zu müssen in Staub und Sonne und in der kommenden Regenzeit das ekelhaft lauwarme Wasser auf die Kleider zu bekommen. Trotz aller zweifelnden Blicke auf die mit unendlich vielen faustgroßen Steinen übersäten Felder, auf die Schwierigkeit des Straßenbaues und auf das eigene unrasierte, staubbedeckte Gesicht ist der Wille stärker, der Wille zum Sieg . . .

I. Schultze:

Der Tana-See im abessinischen Konflikt

Im Gebiete des Tana-Sees weht seit wenigen Tagen die italienische Flagge. Italien hat sowohl in London wie Kairo die Erklärung abgegeben, daß es die anglo-ägyptischen Interessen in Abessinien wahren werde. Trotzdem sind England und Ägypten beunruhigt. Der Grund ist einleuchtend. Eine Besetzung der Tana-See-Gegend bedeutet — trotz aller noch so überzeugenden Versicherungen — eine dauernde Drohung. Bei einem zukünftigen Streitfall kann die Drohung zur Wirklichkeit werden.

Die Drohung ist die Absperrung und Ableitung des Blauen Nil, der dem Tana-See entspringt. Der Blaue Nil, der nicht nur Wasser, sondern fruchtbringenden Schlamm mit sich trägt, Lebensspender im Sudan und in Ägypten, nutzbar gemacht durch den Sennar-Damm für die Baumwollpflanzungen der Gezirah, den Staudamm von Assuan für Ägypten. Noch liegt der See blaugrün und unberührt im Bergland: im Süden und Osten die Abessinier, im Norden die Italiener, im Westen die Engländer. Noch ist der Kampf um ihn nicht entschieden, ein Kampf, der in Abessinien, in Genf, London und Rom ausgetragen wird.

Um unsern Lesern die Möglichkeit zu bieten, sich eine klare Vorstellung von der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Bedeutung dieses Gebietes zu machen, geben wir einem ersten Spezialkenner das Wort.

Die Schriftleitung.

*

Einer der Pole im Machtkampf zwischen Abessinien und Italien ist der Tana-See. Nicht das erstemal tritt dieser schöne See in die große Politik. Um seine Fluten, in denen sich hoch oben im abessinischen Hochland Inseln mit den Resten alter koptischer Klöster spiegeln, geht seit 30 Jahren der diplomatische Kampf. Denn wer den Tana-See hat, beherrscht den Sudan, und wer Herr über den Makwar-Staudamm im Sudan ist, gebietet über den Assuan-Damm und damit über Ägypten.

Alles Leben hängt hier von der Wasserwirtschaft ab. Sie beginnt oben am Tana-See. Er ist ein natürliches Becken des obersten blauen Nils, der hier Abai

heißt. Hinter einem jungen Lavaström staut sich der Nil zum See und gibt von hier aus große Wassermengen an den Sudan ab. Der jährliche Durchschnitt beträgt 140 cbm in der Sekunde. Das natürliche Staubecken ließe sich zu einem größeren künstlichen ausbauen. Die so zu schaffende Staumöglichkeit wird zu 3 bis 3,5 Milliarden cbm angegeben, mehr als der Assuan-Damm speichern kann und weit mehr, als der Makwar-Damm staut — vorausgesetzt, daß dessen Kapazität nur 500 Millionen cbm beträgt. Wichtig ist auch, daß die Schlammführung des Nils durch ein Stauwerk an dieser Stelle nicht beeinträchtigt wird. Gibt doch der Assuan-Damm dem Land zwar Wasser zu jeder Jahreszeit, raubt ihm aber als großes Klärbecken dabei trotz aller Gegenmaßregeln einen Teil der befruchtenden, mit Schlamm düngenden Überschwemmungen früherer Zeiten. Am Tana-See, der schon von Natur seit jeher reinigend wirkt und so weit im Oberlauf liegt, kommt eine Beeinflussung der Schlammführung nicht in Frage. Die Verdunstung ist hier nicht ganz so stark wie im Sudan: sie wurde zu 3,6 mm für einen Tag bestimmt. Die Wassermengen des Sees erleiden durch sie also keinen großen Verlust; aber die Baumwolländereien, die die abessinische Regierung im Anschluß an den Tana-See bewässern will, sind nicht so ausdehnungsfähig wie im Sudan. Das Gebirgsland läßt nicht viel Raum für sie. Und unterhalb des Tana-Sees schneidet sich der Abai sehr tief in kanyonartigen Tälern ein; — hier liegen keine Baumwollgebiete.

Auf dem Wege vom Tana-See zur sudanesischen Grenze nimmt der Blaue Nil fünf Sechstel der Wassermenge auf, die er bei Khartum führt. Was den Tana-See wichtig macht, ist also nicht die Größe der abfließenden, sondern die viel beträchtlichere Menge der zu stauenden Wassermassen. So kann man als Besitzer des Tana-Sees zwar den Sudan und Ägypten nicht vom Wasser absperrern und ausdörren, wohl aber eine regulierende Wirkung auf Hoch- und Niedrigwasser ausüben. Deshalb entsandten die Engländer mehrere Expeditionen zur Erforschung der hydrographischen Verhältnisse zum See, die letzten in den Jahren 1920—24. Gar zu gerne hätte Großbritannien hier ein Stauwerk errichtet. Der gewitzigte Kaiser Menelik verhinderte jedoch diese wie jede andere Einmischung weißer Mächte in sein Land.

Immerhin mußte er England zusichern, daß er ohne dessen Zustimmung keine Wasserbauten am Tana-See und am Blauen Nil errichten oder von dritter Seite errichten lassen würde. Je mehr sich England in der Folgezeit aber im Sudan festsetzte, desto deutlicher steuerte es auf eine Erfassung der abessinischen Nilzuflüsse hin. Die letzte Rettung lag 1923 für Abessinien im Eintritt in den Völkerbund, zu dem ihm Frankreich verhalf.

Aber Großbritannien ließ nicht locker. Ausgerechnet mit Italien schloß es 1925 einen Geheimvertrag ab, der Abessinien in Interessensphären der beiden Nationen aufteilte: eine englische mit Dammbauten am Tana-See, und eine italienische für Handelsprivilegien im Abua-Aksum-Gebiet nebst einen Bahnbau von Erithrea quer durch Abessinien nach Italienisch-Somaliland. Abessinische Proteste folgten, und 1930 liebelugelte die nordamerikanische Finanz mit dem Tana-See.

England unternähme nicht so große Anstrengungen, wenn nicht am Blauen Nil das Schicksal seiner Baumwollwirtschaft hinge. Das zeigt ein Blick auf die Wasserverhältnisse des Nil. Die wichtigsten Wasseradern sind der Weiße und der Blaue Nil, die sich bei Khartum zum eigentlichen Nil vereinigen, und der Atbara, der weiter abwärts zu ihm stößt. Hochwasser hat der Nil von August bis Oktober, und zu dieser

Zeit durchfließen ihn zwei Drittel seiner jährlichen Wasserführung. Von dieser Hochwassermasse stammen ein Sechstel vom Atbara, ein Sechstel vom Weißen Nil und zwei Drittel vom Blauen Nil. Damit ist der Blaue Nil der größte Wasserlieferant Ägyptens. Zur Trockenzeit (Niedrigwasser im Hauptfluß von Ende Februar bis Ende Juni) wandelt sich das Bild: im April und Mai trägt der Atbara nichts, der Blaue Nil 15 % und der regelmäßiger fließende Weiße Nil 85 % bei. Blauer Nil und Atbara sind es also, die das Land jährlich zwischen Überfluß und Mangel pendeln lassen, und da der Blaue Nil der wichtigere von beiden ist und die Wasserführung des Nils bestimmt, wird eine auf gleichmäßige Versorgung hinzielende Wasserbautechnik zunächst bei ihm ansetzen. Der Weiße Nil kommt für sie weniger in Betracht, da er sich selbst in einer für technische Zwecke unerwünschten Weise reguliert: mit seinen westlichen Zuflüssen überschwemmt er alljährlich im Bar-el-Ghajal ein Gebiet von vier Fünfteln der Fläche Bayerns, so daß hier jährlich eine riesige Wassermenge verdunstet, ohne für Ägypten genutzt werden zu können.

Aus allen diesen Verhältnissen heraus erklärt sich nun auch der Zusammenprall englischer und amerikanisch-ägyptischer Interessen am gleichen Fluß, eben am Blauen Nil, und wir haben uns im folgenden daher auch nur mit ihm zu befassen. Mit geringem Gefälle fließt er durch die flachgewellte Trockensteppe des Sudan. Bei Makwar, südlich von Sennar, und etwa 270 km stromaufwärts von Khartum, begannen die Engländer 1912 mit dem Bau eines Dammes, der 1925 fertig gestellt wurde und bei einer Länge von 1,75 engl. Meilen (2,816 km) der größte sein soll, den die Welt heute kennt. Er staut den Nil zu einem See auf, der 50 Meilen stromaufwärts bis Singa reichen kann und bei einer größten Breite von 3,5 km eine sehr stattliche Fläche einnimmt, wenn auch bei weitem nicht die des Genfer Sees oder gar seine dreifache Größe, wie ein sehr eifriger Besucher einmal geschrieben hat. Die größte Tiefe mißt 30 m, der Inhalt 500 Millionen cbm; diese Zahl erscheint im Vergleich zum Assuan-Damm und Tana-Projekt merkwürdig bescheiden. Das Material des Dammes besteht aus demselben Rosengranit des benachbarten Gebel Zagadi, den die Ägypter für ihre Tempel verwandten. Der Bau, durch den Krieg unterbrochen, vollzog sich in verschiedenen Etappen, die jeweils durch die Zeiten des Hochwassers getrennt wurden. Bis zum Eintritt des nächsten Hochwassers mußte das zuletzt fertig gestellte Mauerstück trocken und so fest sein, daß es dem Wasser standhalten konnte. Deshalb arbeitete man auch in den vom Klima diktierten Zeiträumen mit Hochdruck: bis zu 90000 Mann sind Tag und Nacht am Werk gewesen. 1925 wurde es vollendet und am 21. Januar 1926, bei der Einweihung durch den High Commissioner Lord Lloyd in Gegenwart Lloyd Georges, öffneten sich zum erstenmal die Schleusen und gaben das kostbare Raß an das Verteilungsnetz ab, das mit seiner Unzahl von Kanälen wie ein silbernes Maschenetz in der Sonnendurchglühten Ebene liegt. — Hindertlich ist dem Bewässerungsschema die starke Verdunstung, die auf der Oberfläche des Sees in dieser Trockensteppe große Wassermengen in Verlust gehen läßt.

Glücklicherweise braucht man zur heißesten Jahreszeit, wenn die Verdunstung am größten ist, kein Wasser mehr für die Baumwolle. Gedeiht sie doch im Sudan am besten im kühleren Winter, so daß sie in hydrographisch günstig gelegenen Gebieten im Anschluß an das Hochwasser auch ohne Nachbewässerung gebaut werden kann. In allen

anderen Gebieten aber muß man mit künstlicher Bewässerung arbeiten, um der Pflanze die nötige Bodenfeuchtigkeit zu geben. Für die daneben benötigte heiße und trockene Witterung sorgt das Klima von selbst. Die Kulturfläche wird durch den Makwar-Damm also gewaltig ausgedehnt: von 300 000 Feddans (133 800 ha) bei der Eröffnung 1936 soll sie auf das Zehnfache gebracht werden. Da der größte Teil hiervon auf Baumwolle entfallen wird, dürfte die Ernte im gleichen Verhältnis steigen. Die Ernteziffern der letzten Jahre, die von den Direktoren der Pflanzungsgesellschaften und der Regierung genannt werden, sind so widersprechend, daß auf ihre Wiedergabe verzichtet sei. Für den gesamten Sudan erhoffen die Briten eine Steigerung der jährlichen Erntemengen von 46 100 auf 1 500 000 Ballen (zu 400 lbs).

Diese sudanischen Baumwollernten haben für die britische Textilindustrie die größte Bedeutung. Deshalb also liegt hier eine Achillesferse des britischen Weltreiches, deshalb fühlt es sich hier bedroht von Italien. Denn die Wassermengen, die zu eigenem Vorteil und im Ernstfall zum Schaden Ägyptens zu verwenden sich England eben anschickte, könnten ihm — wenigstens teilweise — künftig im gleichen Sinne von einer anderen Macht streitig gemacht werden.

O. Philipp: Das ägyptische Problem

Durch den Weltkrieg ist das Selbstbewußtsein aller Völker, der weißen wie der farbigen, gewaltig gestiegen. Auch Ägypten ist hiervon nicht auszunehmen. Allerdings reichen seine Selbständigkeitsbestrebungen schon sehr weit zurück. Seit es im Jahre 640 von den Türken in Besitz genommen wurde, haben sie kaum mehr geruht. Zeitweise machten sich die türkischen Statthalter von der Herrschaft in Konstantinopel frei. Besonders zur Zeit der Mamelucken, ursprünglich eine aus Sklaven zusammengestellte Leibwache der Statthalter, kamen diese Bestrebungen mehr und mehr zur Geltung. Allerdings errichtete im Jahre 1517 der Sultan Selim I. die Türkenherrschaft aufs neue, aber die Macht der Mamelucken blieb ungebrochen. Erst 1798 schlug Napoleon sie auf seinem berühmten Zug schwer aufs Haupt, ohne sie zu vernichten. Dies gelang erst dem nach Abzug der Franzosen und später der Engländer 1805 zur Macht gelangten Statthalter Mehemed Ali, welcher die 500 führenden Mamelucken einfach ermorden ließ. Von da ab begann der Aufstieg Ägyptens zur Blüte und zu einer Mittelmeergroßmacht.

Das durch jahrhundertelange Mißwirtschaft total verelendete Land durchzog Mehemed Ali, wohl einer der größten islamitischen Herrscher, mit Kanälen und Staudämmen, er dachte bereits an den Durchstich der Enge von Suez, er begründete die Baumwollpflanzungen und schaffte die Grundlage zu einem gefunden, kräftigen Staat. Vor allem errichtete er ein starkes Heer und eine große Flotte. Aber er beschränkte sich nicht auf das eigentliche Ägypten. Durch seinen Adoptivsohn Ibrahim unterwarf er Arabien mit Mekka, den oberen Nil, Syrien bis nach Kleinasien hinein. Erst als er Konstantinopel bedrohte, gelang es einer Allianz von England, Rußland, Österreich und Preußen ihn zum Rückzug zu zwingen und sich auf Ägypten zu beschränken. Das Land

blieb unter der Souveränität des Sultans, er selbst blieb erblicher Statthalter und weiter der unumschränkte Herrscher. Unter den Enkeln Mehemed Alis begann Ägypten sich von neuem zu einer islamitischen Großmacht zu entwickeln. Ismail Pascha, der fünfte Vizekönig aus Mehemed Alis Geschlecht, eroberte die bisher unbekanntem Gebiete des Sudan, die Küsten des Roten Meeres bis Aden, einen Teil des heutigen Abessinien. Die Entwicklung des Landes wurde fortgesetzt, Kanäle, Fabriken und Museen, kurz, europäische Einrichtungen wurden geschaffen, 1869 wurde der Suezkanal eröffnet. Ismail erreichte die direkte Erbfolge seines Geschlechtes und erhielt den Titel Chedive, d. h. Herr, im Gegensatz zu dem bisherigen Titel Wali, d. h. Statthalter. Aber seine Unternehmungen verschlangen, neben seiner persönlichen Verschwendungssucht, Summen, denen das Land nicht gewachsen war, er suchte nach Geldquellen, wo er sie finden konnte. So verkaufte er 1874 den ägyptischen Anteil der Suezkanalaktien für 4 Millionen Pfund an England, weil sein bisheriger politischer Freund Frankreich ihn seit dem Kriege von 1870/71 nicht mehr unterstützte. Als die Schuldenwirtschaft immer schlimmer wurde, auch ausländische Berater ohne Erfolg blieben, nötigten ihn die Schuldmächte zur Abdankung. Sein Sohn Tewfik wurde Chedive.

Da die geldliche Zerrüttung immer mehr zunahm, mischten sich die Schuldnermächte mehr und mehr in die inneren Verhältnisse des Landes. Um das Land hiervon zu befreien, erhob es sich unter Arabi Bei. In Alexandrien kam es zu Ausschreitungen gegen die Fremden. Dies benutzte England, beschloß 1882 diese Stadt, landete Truppen, und schlug Arabi bei Tel el Kebir. Seit dieser Zeit sitzen die Engländer in Ägypten und haben die tatsächliche Leitung des Landes in der Hand. Hierdurch wieder entstand im Süden des Landes ein Aufstand gegen die Fremden unter dem Mahdi, dem Messias. Er schlug die Engländer zuerst unter Oberst Hicks, später unter General Gordo. Dieser wurde in Khartum ermordet. Erst 1898 konnte der englische General Kitchener den Mahdiaufstand niederwerfen und dadurch den Sudan in englische Hand bringen. Die Engländer haben immer wieder versprochen, ihre Truppen zu entfernen, wenn die Sicherheit ihrer Landsleute gewährleistet würde. Dazu ist es natürlich nie gekommen, denn durch Ägypten beherrschen sie den Suezkanal, die Pforte nach Indien.

Seit dieser Zeit ist Ägypten weiter aufgeblüht, und man darf England zugestehen, das dies fast allein sein Werk ist. Aber der Herr des Landes war und ist nicht der Chedive, sondern der englische Oberkommissar. Im Weltkriege hatte England wieder einmal die Aufhebung seiner Oberherrschaft versprochen. Dieses Versprechen wurde so wenig gehalten, wie das neuer Kolonien an Italien. Es sollte diese Länder nur zum Kriege gegen Deutschland veranlassen, nach Kriegsende war dieser Zweck erreicht, aber die Belohnung blieb aus. Aber der durch den Krieg entfachte Nationalismus erschwerte England seine Stellung am Nil mehr und mehr, und 1922 wurde es gezwungen, Ägypten zum selbstständigen, von England unabhängigen Staat zu erklären. Aber der Oberkommissar blieb, wie auch die Garnisonen in Kairo, Alexandrien und am Kanal. Damit konnten sich die ägyptischen Nationalisten nicht einverstanden erklären. Sie verlangen die Rückgabe des Sudan, die Übernahme des Schutzes des Kanals und die Aufhebung der Kapitulationen. Auf die erste Forderung wird England in dieser Form nie eingehen. Der Sudan ist ein integrierender Teil ihres Weges vom Kap bis Kairo, er umfaßt ferner die Quellen und den Oberlauf des Nils. Von ihm hängt die gesamte Baumwoll-

kultur des Landes ab, und diese Baumwolle braucht England dringend zur Beschäftigung seiner einheimischen Weber. Auch den Schutz des Kanals wird es kaum je ganz abgeben, selbst wenn Ägypten dazu die Macht hätte, denn es kann nie wissen, wie die politische Weltkonstellation einmal sein wird, und ob sich dann Ägypten immer noch an England halten würde. Man denke z. B. an die Weiterentwicklung der arabisch-islamitischen Fragen.

Um die Kapitulationen, d. h. die Konsulargerichtsbarkeit über alle Nichtägypter, wird auch ein heißer Kampf entbrennen. Von Seiten Ägyptens ist die Forderung durchaus berechtigt. Wenn auch nur rund 200000 Fremde im Lande leben, so stehen diese nicht nur unter dem Schutz der Großmächte, sondern es sind u. a. die rund 53000 Italiener nach dem faschistischen System in Divisionen gegliedert, während das ägyptische Heer nur 14000 Mann zählt. Bei dem heutigen Ausdehnungsdrang der Italiener, welche mit ihren jetzigen Besitzungen schon zum Teil Ägypten umfassen, sind dort Möglichkeiten gegeben, welche nicht abzusehen sind. Da gerade hier die englischen mit den ägyptischen Interessen gleichlaufen, scheint eine Einigung in diesem Punkt am ehesten möglich.

Man kann nicht annehmen, daß die Nationalisten sich absolut von England abwenden und ein völlig selbständiges Reich ohne Anlehnung an eine Großmacht anstreben. Diese Macht kann aber nur England sein. Wie England in seiner klugen Politik die allerdings englisch Sprechenden Dominien vom Mutterlande außer der nur symbolischen Verbindung durch den König völlig frei gemacht hat, so ist es nicht ausgeschlossen, daß, um so eher, je mehr die Selbständigkeitsbestrebungen der anderen Völker des Empire wachsen, Ägypten allmählich ein freies Land werden kann, welches politisch allerdings auf Gedeih und Verderb an England angeschlossen bleiben muß.

Otto Corbach:

„Eurafrika“

„Eurafrika“ ist ein neues Schlagwort, das für eine Art Patentlösung der kolonialen Frage werben soll, dessen Urheber aber den Rat Mephistos beherzigt zu haben scheinen: „Such' nur die Geister zu verwirren; sie zu befriedigen ist schwer.“ Afrika wird für eine bloße „Fortsetzung Europas“ erklärt. So weckt man bei vielen, die von geopolitischer Wissenschaft etwas läuten hörten, die Vorstellung eines „Großraumes Eurafrika“. Man erhebe den Gedanken einer planmäßigen Kolonisierung Afrikas von einem nationalen auf die Höhe eines europäischen Problems: dann, so wird uns versichert, kann Afrika Europa für alles entschädigen, was es in andern Erdteilen verlor oder noch verlieren wird. „Die Massenproduktion des Westens und des Ostens“, belehrt uns E. L. Guernier, einer der eifrigsten „Eurafrikaner“ in seinem Buche »L'Afrique, Champ d'Expansion de l'Europe« „droht Europa zu ersticken. Es muß wieder zu sich kommen und mit seinen inneren Konflikten aufhören, die seine Kräfte schwächen und zu seiner Erschöpfung führen müssen. Seine Rettung liegt darin, sich gemeinsam einen Weg in freie Räume zu bahnen, wo weder Grenzstreitigkeiten, noch Rassenkämpfe, noch eine Erschütterung von Zivilisationen entstehen können. Diesen Raum wird Europa nur ein einziger Kontinent, der afrikanische bieten“. Ein vorbereitetes Afrika werde im-

stande sein, eine europäische Einwanderung von über 20 Millionen Personen zu verdauen. Bei einem Wanderrhythmus von 500 000 Seelen jährlich könne eine solche Menschenbewegung Europa 40 bis 50 Jahre Ruhe, Wohlstand und Frieden sichern.

Warum also in die Ferne jenseits der großen Weltmeere schweifen, wenn der vor unsern Toren liegende dunkle Erdteil genügt, alle kolonialen Bedürfnisse Europas auf Jahrzehnte hinaus zu befriedigen? Sieht man jedoch selbst davon ab, das die Eurafrikaner so tun, als lasse sich eine europäische Zusammenarbeit für eine allen Völkern Europas gleichmäßig zugutekommende Bewirtschaftung des „Großraumes Eurafrika“ im Handumdrehen organisieren, so bleibt es merkwürdig, daß die Vormächte Europas erst begannen, das Innere des schwarzen Erdteils zu erschließen und machtpolitisch zu durchdringen, als sie sich fast die ganze übrige Welt botmäßig gemacht hatten! Wenn die geographische Nähe Afrikas ohne weiteres die theoretische Konstruktion eines „Großraums Eurafrika“ rechtfertigen könnte, wie kommt es dann, daß jahrtausendelange Wechselbeziehungen zwischen den europäischen, asiatischen und afrikanischen Küstenstrichen des Mittelmeeres doch dessen Wirksamkeit als Scheide zwischen Rassen und Religionen wenig beeinträchtigten? Die Bevölkerung des europäischen Teils des Mittelmeergebiets ist ganz überwiegend arisch, die des vorderasiatischen semitisch, die des afrikanischen hamitisch. Während die europäischen Kolonien des Altertums und Mittelalters auf dem Boden Nordafrikas, Syriens und Mesopotamiens in der großen Masse der berberisch-hamitischen oder der semitischen Bevölkerung wieder verschwanden, konnten sich Volk, Sprache, Kultur und Religion der Araber über dieses ganze Gebiet ausdehnen und es dauernd beeinflussen, wenn sie auch die alten einheimischen Stämme nur zum kleinen Teil verdrängten. Andererseits begegnete der Islam für seine Ausbreitung nördlich des Mittelmeeres ebensogroßen Schwierigkeiten, wie das Christentum südlich davon. Gewiß ergaben sich aus der Dampf- und Motorschiffahrt, begünstigt durch den Suez-Kanal, ganz neue Voraussetzungen für die Steigerung der geographischen Einheit des Mittelmeergebiets zu einer geopolitischen; aber trotzdem die Franzosen schon vor mehr als hundert Jahren in Nordafrika festen Fuß faßten, gibt es dort unter 46 Millionen Einwohnern erst 1 400 000 Europäer.

Die Haupt=Fehlrechnung bei der Vorstellung eines eurafrikanischen Großraums aber besteht darin, daß dabei die Verkehrschanke der Sahara gar nicht berücksichtigt ist. Sie ist hauptsächlich für die Sonderentwicklung der Neger verantwortlich, die sich mangels Zufuhr neuen Blutes stärker von Nordafrikanern unterscheidet, als die Indianer von ihren mongolischen Vettern auf der andern Seite des Stillen Ozeans. Die atlantische wie die pazifische Wasserwüste wurden inzwischen durch die moderne Schiffahrt überunden, aber noch harret der Plan einer Transsahara=Bahn seiner Ausführung. Autos können auf notdürftig gefestigtem Untergrund den Wüstengürtel durchqueren und für Flugzeuge bildet dieser überhaupt kein Hindernis, aber das bedeutet wenig für die Verkehrsbedürfnisse zwischen Nord= und Innerafrika, deren Abhängigkeit vom „Schiff der Wüste“ sich kaum verminderte.

Wie der Wüstengürtel den nordafrikanischen Küstenraum vom Innern des Kontinents absonderte, so schufen Regenwälder, Sümpfe und Stromschnellen Verkehrshemmnisse zwischen West= und Ostafrika, und während der fieberbewaffnete Stachel der Moskitos jahrhundertlang weiße Eroberer an der Westküste hinderte, sich allzumeist in

das Innere vorzuzugewinnen, stellten die Monsunwinde, indem sie Segelfahrten von Küste zu Küste erleichterten, seit Jahrtausenden „geopolitische“ Zusammenhänge zwischen den afrikanischen und asiatischen Gestaden des Indischen Ozeans her. Solange die Söhne des Propheten Nordafrika bederrschten, erwies sich der dunkle Erdteil für Europäer ausgerechnet von der entlegensten Stelle, dem Südpol aus, am leichtesten zugänglich, und Südafrika blieb bis heute das einzige afrikanische Gebiet, wo sich eine verhältnismäßig dichte europäische Besiedlung aus eigener Kraft entwickelte, wenn auch hier die Farbigen noch an Kopffzahl fünfmal so stark sind als der weiße Eindringling.

Erst der Wechselverkehr zwischen Alter und Neuer Welt machte die europäischen Kolonialmächte stark und fähig, den dunklen Erdteil aufzuhellen, aufzuschließen und schließlich unter sich aufzuteilen. Die Entdeckung des Weges nach Ostindien durch Vasco da Gama leitete den Flankenangriff Europas auf Asien ein, nachdem die Frontalangriffe der Kreuzzüge gescheitert waren. Die natürlichen Reichtümer einer „neuen“ Welt, wo der weiße Mann in Räumen von riesiger Ausdehnung die einheimische Bevölkerung durch überlegene Kriegstechnik spielend leicht unterwarf, verdrängen oder austrotten konnte, lieferten die Mittel für die Entfaltung des europäischen Kolonialimperialismus und Industriekapitalismus. Bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein hatten europäische Niederlassungen an der West- und Ostküste Afrikas keine wesentlich andere Bedeutung, als Etappenstationen auf dem Seewege nach Ostindien oder dem fernen Osten und Stützpunkte für den Sklavenhandel zugunsten der Plantagenwirtschaft in anderen Erdteilen zu bilden. Das Innere des schwarzen Erdteils wurde erst planmäßig erforscht, unterworfen und aufgeschlossen, Nordafrika erst erobert, der Suezkanal gebaut, Ägypten besetzt, als Indien erobert, die größte Wasserrüste, der Stille Ozean, durch moderne Schifffahrt überwunden, Ostasien für den fremden Handel geöffnet war. Inzwischen schritt die Rückgewinnung verlorenen europäischen Bodens von den Türken seit der Belagerung Wiens im Jahre 1683 so langsam fort, daß man damit noch immer nicht fertig geworden ist und heute kaum mehr hoffen kann, den Halbmond je von der Hagia Sophia herunterzuholen.

Die mittelbare Sicherung der europäischen Herrschaft über Afrika durch den Flankenangriff auf Asien ist vorwiegend das Ergebnis eines fortwährenden Ausschwärmens wagemutiger Pioniere aus den Bienenstöcken der nordischen Rasse. Nichts kann folgerichtig diese Herrschaft schwerer erschüttern, als die Lockerung dieser mittelbaren Sicherung durch die Erschöpfung nordischen Pioniergeistes. Das Schicksal der rund zwei Millionen Weißen, die in Afrika südlich der Sahara leben, davon etwa 1,8 Millionen in Südafrika, hängt nicht ab von dem Zustrom, den sie aus Europa erhalten können, sondern von der Behauptung der Weltgeltung des weißen Mannes überhaupt. Eine rasche Zunahme der Bevölkerung der britischen Dominien und eine erhebliche Stärkung des weißen Bestandes der Bevölkerung ibero-amerikanischer Länder würde Kräfte des japanischen Imperialismus binden, die heute in bedrohlicher Weise für eine Aufwiegelung der Neger gegen ihre weißen Herren und für eine Begünstigung panislamischer Bestrebungen in Afrika freigesetzt werden können. Zwölf Millionen Neger in der nordamerikanischen Union und drei Millionen in Brasilien haben angefangen, Sehnsüchte nach der Urheimat zu entwickeln, die man am besten durch Überlassung von Siedlungsraum im schwarzen Erdteil begünstigen würde, damit europäische Auswanderer,

die die Schwärmer für ein unmögliches „Eurafrika“ in den dunklen Erdteil entführen möchten, deren Plätze einnehmen können, selbstverständlich ohne ihnen das Los zuzumuten, dem die Schwarzen Heimkehrer den Rücken wandten. Erst wenn die großen Entscheidungen gefallen sind, von denen die Herstellung eines dauerhaften Gleichgewichtszustandes zwischen den Rassen und Kontinenten abhängt, wird es sich lohnen, der weißen Rasse dort, wo sie sich in ihren Machtstellungen zu behaupten vermochte, auch in Afrika Siedlungsraum für eine Masseneinwanderung zu erschließen.

England hat seine eigentliche Sendung, als Vormacht der nordischen Rasse weltkolonialisatorisch zu wirken, seit dem Burenkriege in verhängnisvoller Weise vernachlässigt. Würde es sich in großmütiger Weise auf eine Neuaufteilung Afrikas einlassen, um dadurch die dringendsten kolonialen Bedürfnisse der „Völker ohne Raum“ befriedigen zu helfen, so erhielte es alle nötige Bewegungsfreiheit, dem nordatlantischen Verkehr neue starke Impulse zu geben, von dem die wirtschaftliche Erholung ganz Nord- und Mitteleuropas in erster Linie abhängt. Das „eurafrikanische“ Simmen romanischer Kolonialreformer mag ihrem Rasseninstinkt entspringen, der sie drängt, ihre europäische Eigenart zugunsten der Bildung einer einheitlichen mittelmeerischen Mischrasse, als Voraussetzung für die Herstellung einer geopolitischen Einheit des Mittelmeergebiets, aufzugeben: dem Rassebewußtsein nordischer Völker kann es nur entsprechen, afrikanische Probleme in ihrer geschichtlich begründeten Abhängigkeit von der Weltgeltung der weißen Rasse zu erkennen, zu werten und zu behandeln. Sonst stände zu erwarten, daß sich der wirtschaftspolitische Schwerpunkt Europas wieder von London nach Rom zurückverschiebe.

Harald Feddersen:

Das iranische Reich ein neues asiatisches Kraftzentrum

Verfall des alten Persiens

Zwischen dem Kaspiischen Meer im Norden und dem Persischen Golf im Süden, angelehnt im Westen an die Türkei, im Osten an Afghanistan, liegt ein großes mittelorientalisches Reich: Persien, heute Iran genannt. Es ist das allererste große Weltreich, das wir kennen. Unter seinem Herrscher Darius (600 v. Chr.) dehnte es sich aus von Mittelasien bis nach Europa, es erstreckte sich vom Mittelmeer bis an den Indischen Ozean und einige Jahrhunderte lang war Persien der Mittelpunkt der damaligen Welt. Nach dem geheimnisvollen Gesetz vom Werden und Vergehen der Völker mußte Persien aber diese Weltherrschaftsrolle an jüngere, urkräftigere Völker abtreten, die vom Fernen Osten nachdrängten. Das Hochland von Iran — dieser Wall kurz vor Europa — ist im Verlaufe der Geschichte dank seiner strategisch und geopolitisch entscheidungsvollen Lage immer wieder der Schauplatz blutiger Eroberungskämpfe gewesen. Das persische Volk wurde vom Hammer zum Amboss.

Das alte, auf einer ehrwürdigen Kultur ausruhende Persien ist tot. Es ist ein neues Reich entstanden, aber um dieses Neue, Revolutionäre und völlig Ungeformte siegen

zu lassen, mußte erst eine morsche und haltlose Welt untergehen. Das 19. und die ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts fanden Persien als einen schwachen, siechen und durch und durch kranken Staatskörper. Unter der Herrschaft von verschwenderischen und nur an sich selbst denkenden Schahs war im Staate eine Lotterwirtschaft allüberall eingerissen, die Finanzen zerrüttet, die Reichtümer des Landes entweder ans Ausland verpfändet oder nur für den Luxusbedarf des Hofes ausgebeutet, das Bankwesen den fremden Mächten ausgeliefert, die Armee verwahrlost, eine bestechliche Beamtenerschaft, die Stämme und Fürsten in fast ständigem Aufruhr gegen die „Zentralgewalt“, zivilisatorisch ein Zurückbleiben auf der ganzen Linie — das alles und noch vieles mehr war bis vor knapp 15 Jahren „Persien“. Orient in aller schlimmster Ausprägung. Die Radjaren-Schahs preßten das Volk, um sich selbst zu bereichern, der Jagenumwobene „Pfauen-thron“ trug keinen Herrscher von Format mehr, Persien war zum Spielball der „hohen Politik“ europäischer Großmächte herabgesunken.

Im Weltkrieg marschierten russische Truppen in nördliche, englische Truppen in südliche und südöstliche Provinzen ein, ohne viel Widerstand zu finden. Es schien, als ob das alte stolze Persien reif war für eine Aufteilung in „Interessenpäähren“ ausbeutungshungriger Kapitalmächte. Ein Reich, fast viermal so groß wie Deutschland (1 647 000 qkm), die Wiege der großen indogermanischen Volksstämme, an Bodenschätzen und Hilfsquellen hinter wenigen Ländern zurückstehend, an uralter Völkerstraße gelegen, war dieses Reich bei Beendigung des Weltkrieges nur noch ein Schatten einstiger Größe. Seine Patrioten waren der Verzweiflung nahe. War jemals noch ein Wiederaufstieg möglich?

Das Wunder der Wandlung

Wenn trotz alledem heute das Iranische Reich ohne Übertreibung als neues asiatisches Kraftzentrum bezeichnet werden kann, dann ist das einzig und allein das Werk eines Mannes: des heutigen „Königs aller Könige“, des Schahs Reza Khan Pahlawi. Das Leben und der Aufstieg dieses Mannes ist so wunderbar, daß man es in seinen Grundzügen kennen muß, um das heutige Persien ganz begreifen zu können. Reza Khan war Soldat. Dieser Soldat hat das Volk zusammengeschmiedet. Er hat aber auch die Nation völlig nach innen und außen umgeformt und mit einer neuen staatsbildenden Idee erfüllt. Persien vor Reza Khan und Persien unter Reza Khan sind zwei Welten. Er ist einer von den großen Staatsmännern, die ihr Volk und ihren Staat in eine neue Epoche der Geschichte führen, weil sie selbst Geschichte machen.

Auf der Burg Maschat in der nördlichen Provinz Mazenderan verlebte Reza Khan — er stammt aus einer alten Kriegerkaste — seine Jugend (er ist auf dieser Burg 1878 geboren) und sie unterschied sich in nichts von der anderer persischer Jungen. Nur: das Militärische, das streng Soldatliche, das beherrschte schon von früh an seine Vorstellungswelt. Sein Großvater war ein gefürchteter Krieger, sein Vater ein tapferer Offizier. Ein Onkel Rezas war sogar General in Teheran, der persischen Hauptstadt. Was lag näher, als daß der junge Reza ebenfalls die Soldatenlaufbahn einschlug? Und so ist Reza Khan mit jungen Jahren Soldat, Soldat des großmächtigen Kaisers und Schahs in Teheran. Um 1900 herum gab es in ganz Persien nur eine „Elitetruppe“, das war die Rosaken-

brigade in Teheran. Russische Offiziere (Vehrmeister), russische Kosaken vermischet mit auserwählten jungen Persern. In dieser Russenbrigade rückte Reza Khan allmählich dank seiner Tüchtigkeit und Energie auf. Er wurde Offizier, er wurde Kommandeur. Als solcher erlebte er die ersten beiden Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, erlebt er, wie sein Vaterland unter der Herrschaft der Kadjarenshahs an den Rand des Abgrundes gelangte. Unruhen im Lande waren an der Tagesordnung. Das „Parlament“ führte nur noch ein Scheindasein, die Minister einer unfähiger und unbestechlicher als der andere, die kaiserlichen Schlösser, Schätze, die Reichtümer des Landes verpfändet, ein Kampf Aller gegen Alle, Stadt gegen Dorf, Provinz gegen Zentrale, Fürst gegen Schah, Nomadenstämme gegen Städter usw. In Reza Khan, der eigentlich nichts als Soldat sein wollte, erstand, aus heißer Liebe zum Vaterland, der politische Kämpfer, der Staatsmann, der Reformator seines Volkes.

Seine Laufbahn führt steil nach oben. Der 21. März 1921 sieht ihn als Führer des Staatsstreichs gegen das verlotterte Teheran, der Schah Achmed bleibt, aber Reza beherrscht Teheran, das Kosakenregiment stellt die Minister der neuen Regierung, Reza selbst übernimmt vorläufig „nur“ den Posten des Kriegsministers. Schon am 3. April 1921 aber ist Reza Khan durch die ungeheure Wucht und Kraft seiner Führerpersönlichkeit der unumschränkte Diktator ganz Persiens. Ein Soldat reformiert den Staat. 1922/23 folgen Kämpfe im Innern. Die Lokalgewalten bäumen sich auf gegen Reza Khans straffes Regiment. Aber die große Idee eines neuen Persiens ist erwacht. Der Nationalismus lebt mächtig auf, Gehorsam, Ehre, Besinnung auf die eigene Kraft, Wiederanknüpfung an die uralte persische Kultur — alles das ist solange verschüttet gewesen und durch Reza Khans siegreiches Auftreten wieder an die Oberfläche gestiegen, so daß es den partikularistischen Fürsten, Stämmen und Segenbewegungen nicht gelingt, den nationalen Wiederaufbau aufzuhalten.

Und dann rollte das Rad der Geschichte weiter. Abrechnung mit den Kadjarenshahs, den Feudalen, den Fürsten und Hofkreaturen! Am 31. Oktober 1925 war es mit der Macht der Kadjaren endgültig zu Ende, Reza Khan wurde zunächst Regent. Und wenige Monate später, am 6. Dezember 1925, wählte ihn, den tatsächlichen Herrscher von Persien, Parlament und Volksbewußtsein unter großem Jubel zum Schah, zum erblichen Kaiser, zum „König aller Könige“! Feierlich und prunkvoll gekrönt im Frühjahr 1926 — vom einfachen Soldaten des Kosakenregiments bis zum gekrönten und umjubelten Alleinherrscher ganz Iraniens. Persien ist nicht tot. Persien ist unter Reza Khan Pahlawi wieder auferstanden. Es ist wieder ein Staat, ein Reich, ein Volk, das in der Weltpolitik mitspielt und wieder stark geworden ist.

Der Schleier fällt, Iran entsteht!

Zehn Jahre regiert jetzt Reza Khan Pahlawi als Schah. Er hat die persische Frau befreit, der Schleier, uralte Vorurteile sind gefallen. Die Justiz, die Polizei, die Finanzen, die innere Verwaltung des Landes sind nach neuzeitlichen Gesichtspunkten umgestaltet worden. Ausländische Anleihen gibt es nicht mehr. Die Vorrechte der Ausländer (Kapitulationen) sind aufgehoben. Eine eigene iranische Nationalbank wurde gegründet,

das Außenhandelsmonopol eingeführt, Handel und Wandel modernisiert, ein neuer, für Iran günstiger Ölvertrag mit England (1933), Handelsverträge mit zahlreichen anderen Staaten abgeschlossen, und es ist bei der Führung Reza Khans selbstverständlich, daß auch die persische Armee völlig umgestaltet wurde. Und sind es nicht überraschende Parallelen, wenn man erfährt, daß unter dem neuen Herrscher, der auch als Schah immer noch alle Fäden in der Hand behalten hat, Eisenbahnen (die große Transiranische Bahn vom Kaspiischen Meer zum Persischen Golf mit fast 1500 Kilometer Länge, andere Bahnen von Ost nach West!), Verkehrswege, Autostraßen, Brücken, Staudämme, Bewässerungsanlagen und Landgewinnungsarbeiten in großem Stile teils fertiggestellt, teils in Angriff genommen worden sind? Ja, sogar eine innere Zusammenschweißung der ganzen persischen Nation hat Reza Khan nicht nur durch seine straffe Staatsführung, sondern auch durch ein psychologisch so einfaches, aber schlagendes Mittel wie die einheitliche Kopfbedeckung aller Perser, die sogenannte „Mütze des Schahs“ (Pahlevi-Mütze) erreicht, wie er auch den Film und das Theater ebenso wie die Schule in den Dienst der nationalen Wiedergeburt seines Volkes gestellt hat. Heute sind die persischen Dichter des Mittelalters wieder überall im Lande bekannt. Persien lernt, arbeitet und handelt wieder.

Iran — eine asiatische Großmacht

Die geopolitische Lage Irans ist Reichtum und Gefahr zugleich. Diese Nation liegt eingeschlossen von Rußland (180 Millionen Menschen), Indien (300 Millionen) und weiter östlich China (350 Millionen), um Einfluß kämpfen England und Sowjetrußland zugleich — als Hochebene ist es notfalls eine natürliche Festung, aber Steppen wechseln mit paradiesisch fruchtbaren Gefilden. Persien ist immer entweder Herrscher oder Unterjochter gewesen. Wenn es seit über zehn Jahren unter Reza Khan so erstarkt und gefestigt ist, daß es als asiatische Großmacht bezeichnet werden kann, dann schließt das naturgemäß ein, daß das Endziel heute noch nicht erreicht ist. Krisen sind nicht ausgeblieben, Widerstände zu überwinden. Aber das Eine muß sich uns fest einprägen, daß hier zwischen Orient und Okzident ein modernes und mächtig aufstrebendes Reich entstanden ist, das sich freigemacht hat von den Fesseln seiner veralteten Traditionen, ohne aber die gesunden Grundlagen namentlich seiner religiösen und völkischen Kultur damit aufgegeben oder verleugnet zu haben. Es ist das Große an Reza Khan, daß er zwar eisern durchgreift und frischen Wind in alle Kanzleien und Paläste geblasen hat — ohne dabei aber die religiösen und kultischen Gefühle und ohne die Grundzusammensetzung der Nation angetastet zu haben. Und weiter: unter ihm ist Iran trotz aller Technisierung und Europäisierung eine asiatische Macht geblieben, und wenn man verfolgt hat, wie geschickt er außenpolitisch die Türkei einerseits, das Reich der Wahabiten (Irak) andererseits in seine Einflußsphäre einbezogen hat, so erkennt man die Tendenz und die Richtung: Hier wächst eine Nation gleichberechtigt in die große vorderasiatisch-arabische Völkerfamilie hinein — ein neues Kraftzentrum in Asien, das man in seiner weiteren Entwicklung sehr genau beobachten und in die eigene Rechnung sinngemäß einbeziehen muß.

Kurt Schmidt: Religiöse Wandlungen in Iran

Iran, das Land, das bis vor kurzem im Abendlande allgemein Persien genannt wurde, hat in den letzten zehn Jahren dank der tatkräftigen Regierung des Schahs Riza Khan Pahlavi ein neues Gesicht erhalten. An die Stelle trostloser Zerrüttung aller wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die durch eine Jahrhunderte lange Mißwirtschaft herbeigeführt worden war, ist jetzt eine straffe Zusammenfassung aller Kräfte des Landes getreten. Die blutigen Kämpfe der Stammeshäuptlinge untereinander haben aufgehört, die Bedrückung und Ausbeutung der Bevölkerung durch eine Adelskaste, die fast den ganzen wertvollen Grundbesitz des Landes in wenigen Händen vereinigte, ist beseitigt, alle Stämme und alle sozialen Schichten sind jetzt zu einer einheitlichen Nation zusammengeschlossen, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel werden von der Regierung gefördert und blühen auf, die Städte, die jämmerlich verfallen waren, weisen jetzt saubere breite Straßen und stattliche neue Häuser auf, Grünflächen und öffentliche Gärten werden angelegt, die Massen, die in Armut und Schmutz versunken waren, gewöhnen sich an Arbeit und Ordnung und kommen so zu einem gewissen Wohlstand.

Diese erstaunlichen Wandlungen im äußeren Leben der iranischen Nation konnten nicht ohne Einfluß auf ihr Innenleben, ihre religiöse Haltung bleiben. Da die früheren unwürdigen Zustände aufs engste mit den althergebrachten religiösen Anschauungen und Gebräuchen verbunden waren, so ist es erklärlich, daß in breiten Schichten des Volks die Meinung aufkam, ihre Religion, der Islam habe versagt. Daran ist so viel richtig, daß die besondere Form des Islams, die in Iran herrscht, die Schia, von einem Wust finsteren Aberglaubens überwuchert ist, und daß der damit verbundene religiöse Fanatismus jede freie Geistesregung, die Voraussetzung alles materiellen Fortschritts, unterdrückte. Die Bestrebungen der Regierung zur Hebung der Volkswohlfahrt können sich deshalb nur im Kampfe gegen die um ihre Macht und ihre Vorrechte besorgten mohammedanischen Geistlichen, die Mollas und Mudschtahids, durchsetzen, und in diesem Kampfe tritt die Bevölkerung mehr und mehr auf die Seite der Regierung.

Bis zum Erlaß der neuen staatlichen Gesetzbücher für das bürgerliche und das Strafrecht richtete sich in Iran das ganze Gerichtswesen nach den Vorschriften der Scharia, des kanonischen Rechts der Mohammedaner, und die Rechtsprechung lag in den Händen der Mudschtahids, die auch allein das Recht hatten, Kaufverträge, Eheverträge, Scheidungen und andere Rechtsakte zu beurkunden. Jetzt sind alle diese Funktionen auf staatliche Beamte übergegangen und die Geistlichen haben damit einen wichtigen Teil ihrer Befugnisse verloren. Aber auch auf rein religiösem Gebiet konnten die damit betrauten Geistlichen, die Mollas, mit der modernen Entwicklung nicht Schritt halten. Ihre Unbildung war so groß, daß die Regierung sich genötigt sah, Prüfungen einzuführen, denen sich die Mollas unterziehen mußten. Viele, die geistliche Gewänder getragen hatten, erschienen gar nicht zur Prüfung, weil sie voraussahen, daß sie sie nicht bestehen würden, und viele andere fielen durch. Beide Gruppen mußten ihren Beruf aufgeben. Auf diese Weise ist die Zahl der Mollas auf etwa ein Viertel ihres bisherigen Bestandes zusammengeschrumpft, und auch unter diesem Rest befinden sich noch manche, die infolge ihrer mangelhaften Bildung kam imfande sind, den religiösen Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen.

In demselben Maße, wie das Ansehen der islamischen Geistlichkeit in Iran schwindet, läßt auch der Eifer in der Befolgung aller religiöser Gebräuche nach. Die Schiiten haben immer großen Wert darauf gelegt, das Gedächtnis der Märtyrer aus der Familie Alis, des Veters Mohammeds, zu pflegen. Besonders eindrucksvoll feierten sie die Leiden des Imam Hosein auf dem Felde von Kerbela. Die ersten zehn Tage der Monate Moharram und Sofar waren dazu bestimmt, dieses Ereignisses durch Prozessionen zu gedenken, wobei die Gläubigen laut wehklagten, sich an die Brust schlugen, sich kasteiten und geißelten. Diese Feierlichkeiten sind von der Regierung stark abgekürzt und beschnitten, so daß kaum noch etwas davon übrig geblieben ist. Im Monat Ramasan war früher von einem Neumond bis zum andern das Essen und Trinken tagsüber von Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung streng verboten. Dafür wurden in den Nächten Feste gefeiert, die vielen einen reichlichen Ersatz für die Entbehrungen des Tages brachten. Die Behörden arbeiteten nur wenige Stunden am Tage oder gar nicht, die Schulen änderten ihren Stundenplan so, daß der Unterricht erst am Abend begann und nur kurze Zeit dauerte. Das Fastengebot wurde so streng gehalten, daß selbst „Ungläubige“ nicht wagen durften, sich beim Essen erblicken zu lassen. Das ist jetzt alles anders geworden. Nicht selten sieht man heutzutage Mohammedaner im Ramasan öffentlich essen, die Dienststunden der Behörden und der Schulunterricht werden voll innegehalten, in der Mittagspause können die Schüler nach Hause gehen und frühstücken. Selbst die vorgeschriebenen Gebete, fünfmal am Tage, zu denen jeder Mohammedaner verpflichtet ist, werden nicht mehr so streng wie früher verrichtet. Immer weniger iranische Mohammedaner wallfahrten nach den heiligen Stätten von Mekka und Kerbela, was allerdings wohl zum Teil auf die Schwierigkeit der Beschaffung von Devisen für die Auslandsreisen zurückzuführen ist. Andererseits hat sich der Besuch der Wallfahrtsorte Qom und Meshhed, die in Iran liegen, gehoben, aber dazu hat wahrscheinlich die Verbesserung der Straßen und die bequeme Reisegelegenheit mit Kraftwagen viel beigetragen, und neben denen, die wie früher diese Wallfahrten aus religiösem Eifer unternehmen, gibt es jetzt sicherlich viele, die daraus eine Vergnügungsreise machen und gern die Gelegenheit benutzen, andere Gegenden des Landes kennen zu lernen.

Alle diese Wandlungen sind Anzeichen dafür, daß im iranischen Volk eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Vorschriften der mohammedanischen Religion um sich greift. Es gibt in Iran aber sicherlich auch viele, die an dem Glauben ihrer Väter festhalten, und diese neigen jetzt dazu, die Glaubenssätze freier auszulegen und sich die religiösen Übungen zu erleichtern. Der starre Fanatismus, der das Volk noch bis vor wenigen Jahren beherrschte, mildert sich. Gerade unter den Gebildeten und fortschrittlich Gesinnten, bei denen die Abkehr von den alten Gebräuchen am weitesten verbreitet ist, findet man nicht wenige, die sich bewusst sind, daß die rein äußerliche Hebung des allgemeinen Wohlstandes zu einem dauerhaften Neuaufbau der Nation nicht ausreicht und daß eine neue geistige und religiöse Grundlage gesucht werden muß. In diesen Kreisen wurde es daher freudig begrüßt, daß die Regierung Religionsfreiheit gewährte und auch den uralten persischen Kultus der Religion Zarathustras wieder zuließ, der vor mehr als tausend Jahren durch den Islam aus Persien verdrängt worden ist. Im Jahre 1932 erregte es in Teheran nicht geringes Aufsehen, als in einer vornehmen Familie die erste Trauung nach den Riten Zarathustras im neuen Iran gefeiert wurde. Ob freilich die Massen zu dieser alten Religion zurückkehren wollen, ist zum mindesten zweifelhaft.

Ewald Volhard:

Die Libyenfahrt der Frobenius-Expedition III *)

Fortsetzung

Vom Abu Balas zum Gilf Kebir

Auch wenn man, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, nur einen schmalen Streifen, die Wagenspur, in die schier unendliche Wüste hineinschneidet, bis man erst im eigentlichen Arbeitsgebiet einen breiteren Umkreis durchstreift, so gibt doch das Hin und Her einer Fahrt in mehreren Kolonnen das Gefühl von einem gewaltigen, ja geradezu überflutenden Besitzergreifen des ganzen Gebietes. Wohl weiß man sich in einer einsamen Nacht als ein winziges Pünktchen innerhalb dieser ungeheuren Weite, fährt man aber dann am Tage auf der gestrigen Spur zurück und begegnet an irgend einer Stelle planmäßig seinen Kameraden, die in aller Sicherheit und wie es sich gehört nachrücken, so meint man einem unbefleglichen Heereszug anzugehören, und die Weite schrumpft zum Schauplatz seines Vormarsches zusammen.

Wir hatten am Abu Balas das Lager mit einigen Kameraden zurückgelassen, trafen unterwegs die zweite Gruppe und holten in Rharga die letzte und den Rest des Gepäcks ab, bis schließlich alles wieder zusammen und zum Weiterzug bereit war. In abwechslungsreichem Gelände ging es dann weiter nach Westen. Solange wir Serir, den schönen glatten Sandboden hatten, kamen wir, die beiden ersten Wagen, rasch und mühelos voran. Bald aber ließen sich felsige Hügelpassagen nicht mehr umgehen, steile Auffahrten mit spitzsteinigen Geröllstrecken konnten oft nur gerade noch im ersten Gang bezwungen werden und stellten an die Wagen und besonders die Reifen die höchsten Anforderungen.

Schließlich kamen auch noch Dünen, und beim Versuch, eine ziemlich fest scheinende im Schwung zu nehmen, versank der erste Wagen tief im weichen Sand. Es gibt verschiedene Methoden, den Wagen aus einer solchen Lage wieder herauszubringen, und da man mit diesem Mißgeschick rechnen muß, das Streckenweise zum täglichen, ja stündlichen Brot gehört, hat jede Expedition ihre eigenen Hilfsmittel, auf die sie als auf die bei weitem besten schwört.

Am andern Morgen brachen wir früh auf und sahen bald das große Gebirge vor uns auftauchen, das unser Ziel war, den Gilf Kebir. Die langen Schatten der Morgen-sonne ließen die rötlichen Felswände und die zahlreichen Einzelkegel, die wie Inseln um das Gebirgsmassiv herum aus dem Sandmeer auftauchten, plastisch und in solchem Farben- und Formenreichtum hervortreten, daß sich das Auge für den Mangel jeglicher Vegetation voll und ganz entschädigt fühlte. Wir hatten noch einige kleinere Dünen zu durchqueren und eine große Dünenkette zu umfahren, bis wir den Aufstieg beginnen konnten.

Von früheren Besuchern dieses Gebiets wußten wir, daß es nur eine einzige, schwer zu findende Auffahrt gibt. Obschon aber das Gelände so verwirrend war, daß man es mit dem Kartenbild höchstens vermutungsweise in Übereinstimmung bringen konnte, navigierte Dr. Rhotert wieder mit solcher Genauigkeit, daß wir zu unserer größten Überraschung an einer geschützten Stelle plötzlich auf alte Autospuren trafen, die uns nach mehreren hundert Kilometern als Bestätigung des rechten Weges willkommen waren.

*) Vergl. auch Heft 1 und 2 1936.

Die Landschaft wird immer seltsamer: breite Täler dehnen sich zwischen rechteckig-länglichen Steilwänden, deren gerade obere Kante eine völlig ebene Wüste über der Wüste vermuten läßt. Dicht unterhalb des Randes scheinen oft richtige Arkaden, Säulengänge, Erker und Nischen in den Felsen hineingeschnitten, und nur ungern überzeugt man sich davon, daß es nicht Reste alter Riesenburgen, sondern bloße Verwitterungserscheinungen sind. Denkt man sich aber in den sauft geschwungenen Tälern statt des weißen Sandes grüne Wiesen, durchzogen von munteren Bächen, so greift man damit nicht in ein Willkürreich der Phantasie, sondern nur ein paar tausend Jahre zurück: sicher gab es hier früher eine reiche und fruchtbare Vegetation, die für Mensch und Vieh eine Lebensmöglichkeit bot, wo heute selbst das genügsamste Tier nicht mehr zu leben vermag.

Den letzten Resten dieser uralten Kultur nachzuspüren, das war ja unsere Aufgabe, und schon begannen wir, jeden Felsen auf solche Reste hin gleichsam abzutasten. Zunächst freilich nur von weitem und vom Auto aus, denn erst galt es, den zum Hauptlager bestimmten Punkt zu erreichen, einen Hügel dicht bei der großen Dünenkette, die uns von dem letzten Stück Aufstieg aufs Plateau noch trennen sollte.

Wir kamen am späten Nachmittag an und richteten uns gleich häuslich und für mehrere Tage ein. Der schwarze Sandsteinkegel, an dessen Fuß wir unser Lager aufschlugen, hatte auf halber Höhe einen terrassenförmigen Ausbau, der als Esz- und Wohnplatz eingerichtet wurde. Man hat von hier aus einen guten Überblick über das ganze Lager: da sind zunächst im Halbkreis um den Berg herumgestreut die zwölf Zelte, in der Mitte das Küchenzelt, in dem unser arabischer Koch Gumma seine Kunst übt. In seiner Nähe sind die Nahrungsmittelkisten aufgebaut, weiter weg die Benzin- und Ölkisten sauber in Reih und Glied. Sie sind mit Zeltbahnen zugedeckt, damit sie sich in der Hitze nicht allzu sehr ausdehnen. Trotzdem sind die viereckigen dünnen Blechkanister tagsüber nahezu rund und knallen nachts, wenn sie sich wieder zusammenziehen, wie Kanonenschüsse. Auch das Autowerkzeug und was sonst alles dazu gehört, hat seinen Platz und zwischen allem leuchten die acht roten Fordwagen, unsere treuesten und wichtigsten Gefährten.

Zunächst waren freilich noch nicht alle beisammen. Die nächsten beiden Gruppen waren in einigem Abstand von uns und voneinander gestartet, die letzte aber mußte mit dem restlichen Gepäck wieder abgeholt werden. Zwei leere Wagen fuhren also am nächsten Morgen gleich zum Abu Balas zurück, bei dem wir nach sehr flotter Fahrt ohne alle Schwierigkeiten noch vor Dunkelwerden ankamen. Dafür gab es dann auf dem Rückweg mit den voll beladenen Wagen allerhand kleinere aber unliebsame Störungen.

Streckenweise hatten die vielen Wagen den Sand so aufgewühlt, daß man nur noch mit Mühe durchkam, an andern Stellen wieder waren die gestern noch mühelos sichtbaren Spuren über Nacht völlig zugeweht. Mehrfach erwies sich eine gestern feste Stelle heute als weich, so daß des öfteren ein oder der andere Wagen stecken blieb. Schon die letzten Tage, vor allem aber heute, hatten wir eine ganz besondere Hitze und Trockenheit der Luft: ein Sandsturm war im Anzug und seiner Einwirkung mußten wir zweifellos auch die Veränderung des Sandbodens zuschreiben.

Inzwischen hatten auch die im Lager Zurückgebliebenen Pech gehabt. Zwei Wagen hatten versucht, über die vorgelagerte, etwa 10 km breite Dünenkette zu gelangen. Eine

solche Überfahrt bedeutet zunächst einen längeren Spaziergang, auf dem man die festen Stellen herausfinden und durch Stöcke markieren muß. An diesen Stöcken entlang kann man dann eine wilde und kurvenreiche Berg- und Talfahrt unternehmen, einmal auf dem schmalen Grat einer Düne stets in Gefahr abzurutschen oder sich zu überschlagen, dann wieder steil in einen Kessel hinein und drüben ebenso steil hinauf, immer mit Vollgas und so rasch wie möglich, damit man nicht doch noch in einer der unvermeidlichen weichen Stellen hängen bleibt. Es ist ein wunderbares und aufregendes Fahren, bei dem Wagen und Fahrer ihr Äußerstes hergeben müssen.

Einer der Wagen brach denn auch mitten in der Düne eine Hinterachse. Die Reparatur war nur an Ort und Stelle möglich, so daß der andere Wagen ins Lager zurückfuhr und eine Ersatzachse, Werkzeug, etwas zum Essen und Schlafen holte. Denn nun mußte man hier draußen, nur wenige, aber gewichtige Kilometer vom Lager entfernt, übernachten.

Eine Achsreparatur ist keine schwierige Sache, und die übertriebenen Anforderungen, die wir sowohl durch Belastung wie Gelände an unsere Wagen stellen mußten, haben uns mehrfach Gelegenheit verschafft, uns darin zu üben. Auch unsere Damen waren bald die geschicktesten Monteure, obschon manche erst in den letzten Tagen vor Antritt der Reise ihren Führerschein erworben hatte. Des öfteren haben wir später in großen Reparaturwerkstätten die Arbeit gelernter Monteure mit unserer mindestens ebenso flinken nicht ohne Stolz und ein wenig Geringschätzung verglichen, obschon wir doch auf alle die Erleichterungen, die eine Werkstatt bietet, hatten verzichten müssen. Wir hatten keinen Flaschenzug, an dem man den Wagen einfach hochziehen konnte — wo hätten wir ihn auch anbringen sollen? —, keine fahrbaren Gestelle zum Unterlegen und vor allem keinen glatten Betonfußboden, sondern nur Sand, nichts als Sand.

Nichts durfte man auf den Boden legen, das nicht sogleich auf Nimmerwiedersehen verschwunden wäre. Schlüssel, Schrauben, Splinte und was alles dazu gehört — für alles mußte erst ein fester Platz gesucht werden. Am Schwersten aber war, den Sand aus den inneren Teilen, aus Differential und Lagern fernzuhalten, denn der Wind weht unausgesetzt und durchdringt nahezu alles, so daß schon dieser Umstand allein zu möglichst raschem und reibungslosem Zusammenarbeiten anhält. Ist man aber schließlich fertig, so sieht man sich in eine Kruste von schwarzem Öl, Schweiß und Sand eingehüllt, die ohne Wasser wieder loszuwerden eine neue Aufgabe bedeutet.

Auch wenn wir bisher mehr vom Reisen als von der Arbeit zu sprechen hatten, so haben wir doch auch während des Vormarsches unsere wissenschaftlichen Aufgaben keineswegs aus den Augen gelassen, die im Finden und Sammeln von prähistorischen Kulturresten bestand. Immer wieder hatten wir unterwegs Halt gemacht, um das Gelände nach Steinwerkzeugen abzusuchen. Dabei entwickelt sich rasch ein Gefühl für die landschaftlichen Gegebenheiten: man sah bald, wo etwas zu erwarten war, wo nichts. So hatten wir schon eine stattliche Anzahl von Steinwerkzeugen, darunter viele ausgezeichnete Stücke, beisammen, als wir am Gils-Hauptlager ankamen. Alle mußten sorgfältig registriert und nach Fundplatz und Fundbedingungen beschrieben werden, bevor sie in kleine Säckchen, Zigarren- oder Zigarettenkistchen verpackt und in leeren Benzinkisten für den Weitertransport zusammengestellt werden konnten.

Querschnitte

Wichtige an der Universität Königsberg i. Pr. erzielte Forschungsergebnisse verschiedener Gebiete sollen künftig in einer neuen Sammlung „**Schriften der Albertus-Universität**“ veröffentlicht werden. Damit erhält eine unserer bedeutendsten Hochschulen, der Immanuel Kant für alle Zeiten Weltruf verlieh, und die heute als große Universität des deutschen Ostens eine besondere Stellung einnimmt, eine eigene Publikationsstätte wissenschaftlicher Arbeiten. Die Sammlung gliedert sich in eine geisteswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche Reihe und wird vom Königsberger Universitätsbund herausgegeben; sie erscheint im Ost-Europa-Verlag, Königsberg i. Pr. und Berlin W 35. Als erster Band liegt eine Arbeit von Dozent Dr. Heinrich Harmjanz vor: „Volk, Mensch und Ding“, in der unter Bruch mit den bisherigen Ansichten vom Verfasser die junge, aufblühende und heute mehr denn je Beachtung findende Volkskunde in neuer Gestalt gezeigt wird, um sie in Zukunft für die Erkenntnis des Zusammenlebens von Volksgenossen dienstbar zu machen.

Lehrgang für Auslandschulung. Zum dritten Mal innerhalb Jahresfrist veranstaltete das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart vom 23. bis 28. März einen Lehrgang für Auslandschulung, an dem 25 Kaufleute aus Handel und Industrie teilnahmen. Als Vortragende wirkten außer hauptamtlichen Mitarbeitern des D.A.J. Vertreter der Partei und der Leitung ihrer Ausland-Organisation, der Außenhandelsstelle Stuttgart und der Privatindustrie mit. Der Leitgedanke des Lehrgangs war, daß sich die reichsdeutsche Wirtschaft in weit stärkerem Umfange als bisher bei ihrer Auslandsarbeit der vorhandenen auslanddeutschen Kräfte bedienen und daß sie nicht nur auslandkundlich geschulte, sondern vor allem auch in ihrem Volksbewußtsein gestählte Persönlichkeiten hinausjenden müsse.

Deutsches Brauchtum in Ungarn. Das deutschgeschriebene „Neue politische Volksblatt“ hat kürzlich in einem Leitartikel auf den Wert des Brauchtumes verwiesen und hervorgehoben, wie segensreich das magyarische Brauchtum durch den Perlenstrauß-Verband gefördert wird. Im Anschluß daran bemerkt es: „Die deutschsprachige Bevölkerung Ungarns besinnt sich schon seit längerer Zeit auf ihr Volkstum. Die Passionsspiele in Budaörs, die Schwabenbälle in Ofenpeß und in südungarischen Dörfern sind ein beredter Beweis für die Wertung des althergebrachten und an vielen Orten bereits von Vernichtung bedrohten Brauchtums. Die ungarischen Deutschen, die im Lauf unserer Geschichte viele Beispiele ihrer Anhänglichkeit an das ungarische Vaterland gegeben haben, täten nicht übel daran, das gute ungarische Vorbild nachzuahmen und einen ähnlichen Verband zu gründen wie der ungarische ‚Perlenstrauß‘, der einheitlich für die Bewahrung und Pflege des ungarländischen deutschen Brauchtums zu wirken hätte. Dieser Vorschlag muß als sehr beherzigenswert und klug bezeichnet werden.“

In einem anderen Leitartikel beschäftigt sich dasselbe Blatt mit den Festlichkeiten, die von sechszwanzig ungarischen Städten für dieses Jahr angekündigt werden und sagt: „Und noch eine Bemerkung drängt sich uns auf. Von den Städten, in denen ein größerer Bruchteil der Bevölkerung deutsch ist, schreitet Oedenburg mit einer Anzahl von interessanten Darbietungen voran. Aber wir vermissen die Ankündigung der deutschsprachigen Passionsspiele von Budaörs, die ja ganz bestimmt wieder viele, besonders deutsche Besucher anlocken würden. Und wir vermissen auch den Hinweis auf Trachtenfeste und Bälle unserer wackeren ungarisch-patriotisch gesinnten deutschen Bevölkerung. Woran liegt das?“

Hundert Jahre Risfaludy-Gesellschaft. Ungarns vornehmste literarische Vereinigung begeht in diesem Jahre die Feier ihres hundertjährigen Bestandes. Der Dichter Michael Börösmarty, der eine bedeutsame Rolle in der von Graf Széchenyi geführten Reformbewegung spielte, die im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts die bleibenden Grundlagen des nationalen Aufstieges der Magyaren legte, gründete 1836 die Gesellschaft zur Pflege der schönen Künste. Ihren Namen erhielt sie zur Erinnerung an den Begründer der ungarischen

Pustspiëldichtung und Erneuerer des ungarischen Theaterlebens, Karl von Kisfaludy, der 1788 in Cét geboren, 1830 in Pest verstarb. Ursprünglich Militär, schuf er in seiner slawonischen Garnison seine ersten Werke, kämpfte dann 1809 gegen die Franzosen, quittierte 1811 den Dienst und weilte 1812 in Wien, wo er sich mit Theodor Körner anfreundete. Seit 1816 lebte er wieder in ärmlichen Verhältnissen in Pest und brachte sich als Maler fort. Die Aufführung seines Werkes „Die Tataren“ durch eine Stuhlweißenburger Theatergruppe in Pest brachte 1819 eine erfreuliche Wendung. Das Stück schlug ein und Kisfaludy wurde mit einem Schlage bekannt und der gefeiertste Dichter seiner Zeit. Die nach ihm benannte Kisfaludy-Gesellschaft wurde im Laufe eines Jahrzehnts zum Mittelpunkt der ungarischen literarischen Gesellschaft.

Heute stehen Geheimrat Albert von Berceviszy und Géza von Bojnovich an der Spitze der Kisfaludy-Gesellschaft. Immer hat die Gesellschaft neben schaffenden magyarischen Dichtern auch Übersetzer fremder Meisterwerke und fremde Übersetzer magyarischer Dichtungen zu Mitgliedern gewählt. Darunter sind Eugen Mohacsi für seine Übertragung von Madachs „Tragödie des Menschen“ ins Deutsche, Michael Babits, Desider Kosztolányi und andere für Übertragungen deutscher Werke ins Magyarische. Mit ihrem Spruch „Alles für den Geist“ tritt die Kisfaludy-Gesellschaft nun in ihr zweites Jahrhundert.

Seit 30 Jahren hatten die **Schwaben der Sathmarer Gemeinde Cerem** (Rumänien) in ihrer Kirche kein deutsches Wort mehr gehört. Kirche und Schule waren jahrzehntelang rückichtslos bedrückt worden. Nach dem Weltkrieg und der Angliederung von Sathmar an Rumänien ist dort schon vieles anders geworden. Die Schule ist der deutschen Sprache wieder zurückerobert worden. Am längsten hatte die Kirche sich gesträubt. Noch vor kurzem hatten gerade die Ceremer einen heftigen Zusammenstoß mit ihrem Pfarrer, der sich weigerte, die deutsche Predigt zuzulassen. Aber nun ist es den Ceremern doch gelungen, ihren Willen durchzusetzen, die Gottesdienste finden seit einiger Zeit wieder in deutscher Sprache statt.

Minderheitenschulen im 18. Jahrhundert. Vor kurzem erschien in den „Veröffentlichungen des Wiener Hofkammerarchivs“ eine Arbeit, die zu recht zeitgemäßen Vergleichen anregt. Es sind die Untersuchungen über „Das Schulwesen des Cemeswarer Banats im 18. Jahrhundert“ des Banaters Hans Wolf, Lehrer an der deutschen Lehrerbildungsanstalt „Banatia“ in Cemeschwar. Das 18. Jahrhundert, das war jene Zeit, da im größten Maßstabe Deutsche zur Wiederbesiedlung der verwüsteten Südosländer aus allen Gauen Deutschlands herangeholt wurden; das war die Zeit der Kaiserin Maria Theresia und Josephs II., die Zeit des aufgeklärten Absolutismus, so viel verschrien von den Historikern und noch mehr von Agitatoren der nichtdeutschen Völker der ehemaligen Donaumonarchie als die Zeit der Germanisation. Immer wieder, wenn heute den deutschen Volksgruppen in den Nachfolgestaaten ihr völkisches Eigenleben verengt wird, wird Bezug genommen auf die seinerzeitige Unterdrückung durch die Deutschen.

Das Bild, das Hans Wolf auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums vom Schulwesen des Banats in jener Zeit entwirft, läßt nichts von solcher Unterdrückung erkennen. Gewiß galt die erste Sorge dem Schulwesen der deutschen Einwanderer. Sie brachten ihre Schulmeister meist selber mit und so brauchte der Staat anfänglich nur für Errichtung und Erhaltung der Schulen zu sorgen. Wesentlich schwieriger war diese Kulturarbeit gegenüber der serbischen und rumänischen Bevölkerung, die lange unter dem Druck der türkischen Herrschaft gestanden hatte und anfangs allen Bemühungen des Staates feindlich begegnete. Dennoch wurde von den deutschen Schulen ausgehend — deren es 1766 dreißig gab — im letzten Drittel des Jahrhunderts ein gut entwickeltes serbisches und rumänisches Schulwesen geschaffen, das in mancher Hinsicht der heutigen Minderheitenpolitik vieler Staaten zum Vorbild dienen könnte. Der Staat gab Unterstützungen beim Bau von Schulhäusern, fleißiger Schulbesuch wurde belohnt. Der Unterricht erfolgte in der Muttersprache, die Lehrer gehörten dem entsprechenden Volk an. In großzügiger Weise wurden die Nationalitätenschulen mit Lehrmitteln versorgt. In einem kurzen Zeitraum wurden nicht weniger als 80000 rumänische und serbische Schulbücher unentgeltlich verteilt. Unter dieser staatlichen Förderung entwickelte sich das Nationalitäten-

Schulwesen in kurzer Zeit zu großer Höhe. Während es in den sechziger Jahren kaum mehr als 60 serbische und rumänische Schulen gab, war ihre Zahl im Jahre 1802 auf 328 rumänische und 73 serbische angewachsen. Daneben gab es 93 deutsche und 8 magyarische Schulen (so gering war damals die Zahl der Magyaren im Banat). So sagt der Verfasser am Schluß seiner Arbeit wohl mit Recht: „Die Ordnung des Banater Schulwesens ist ein Stück deutscher Kulturarbeit“. — Die deutschen Volksgruppen im Südosten, die gerade in Rumänien während des letzten Jahres schweren Angriffen auf ihr Schulwesen ausgesetzt waren, würden es nur begrüßen können, wenn sich die heutigen Staatsvölker an dieser Kulturarbeit ein Beispiel nehmen und die Frage des Minderheitenschulwesens nur annähernd so gerecht behandeln wollten, wie die „deutschen Bedrückter“ des 18. Jahrhunderts.

Die deutschen Siedlungskolonien in Wolhynien haben trotz wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten eine überraschend hohe Geburtenziffer aufzuweisen. Im Jahre 1935 hatten die wolhynischen Gemeinden eine Geburtenzahl von insgesamt 1663 erreicht und damit gegenüber dem Jahre 1934 eine Steigerung um zwölf Geburten. Die Zahl der Sterbefälle betrug 1935 dagegen nur 548, so daß also das wolhynische Deutschtum in einem Jahr um mehr als 1100 Köpfe zugenommen hat. Der Bedeutung dieser Zahl kann man sich allerdings nur klar werden, wenn man bedenkt, daß das wolhynische Deutschtum nur etwa 50000 Menschen umfaßt.

Das **evangelisch-lutherische Gemeindeblatt** für die polnische Woiwodschaft Wolhynien ist wegen Mangel an Mitteln genötigt, sein Erscheinen vorläufig einzustellen. Es wird versucht, neue Geldmittel zu beschaffen, um das Blatt dann in veränderter Gestalt wiederum herauszugeben.

Der Starost von Ostrowo hat, wie amtlich mitgeteilt wird, die **Ortsgruppe Suschen der Deutschen Vereinigung in Polen aufgelöst**. Die Bromberger „Deutsche Rundschau“ schreibt dazu, daß der Leiter der genannten Ortsgruppe zunächst in Haft genommen aber sehr bald wieder entlassen worden ist. Das Blatt gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die zuständige Behörde ebenso schnell auch der Ortsgruppe Suschen die Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit gestatten werde, die in keiner Hinsicht gegen die Gesetze verstoße.

Wie uns aus Reval berichtet wird, ist der **Deutsche christliche Verein junger Männer** vor einigen Tagen von den estnischen Behörden geschlossen worden. Das Verbot wird mit angeblichen militärischen Übungen des Vereins für die deutsche Schuljugend begründet.

Die Leitung des geschlossenen Vereins veröffentlicht eine Erklärung, daß dieser seine Sommerlager stets mit Wissen und Erlaubnis der Behörden und sich niemals mit militärischen Übungen befaßt habe. „Wir werden alle Schritte tun, um eine Klärung herbeizuführen. Wir sehen dieser Klärung mit gutem Gewissen und in voller Zuversicht entgegen.“

Wie die „Revaler Zeitung“ schreibt, hat die Maßnahme der estnischen Behörden lebhafteste Unruhe ausgelöst, da der geschlossene Verein sich stets streng an sein religiöses Statut und die staatlichen Vorschriften hielt. Das Blatt weist darauf hin, daß die Geländespiele der estnischen Jugendorganisationen, insbesondere der Scouts weit eher als militärische Ausbildung angesprochen werden könnten als der Sportbetrieb des deutschen Vereins. Man habe von deutscher Seite Schritte unternommen, um die Sachlage zu klären.

Auslandsdeutsche organisieren den Arbeitsdienst. Das Vorbild des deutschen Arbeitsdienstes, der in der ganzen Welt Beifall und Racheiferung gefunden hat, erfreut sich des besonderen Interesses der Auslandsdeutschen. So haben auch die Deutschen in Estland mit einer kleinen Gruppe einen freiwilligen Arbeitsdienst organisiert, der zwar nur im Sommer tätig ist, aber des überraschenden Erfolges wegen in diesem Jahr weit größer ausgebaut werden soll. Der „Deutsche Klub“ in Reval hat sich um das Gelingen des Planes besonders verdient gemacht. Man hat zum erstenmal im vergangenen Jahr eine Anzahl junger Leute eingesetzt, und zwar Studenten, Erwerbslose, ältere Schüler usw. Von dieser kleinen Gruppe

wird melioriert, werden Ent- und Bewässerungen gebaut. Die Arbeit ist nicht einfach, da es sich in den meisten Fällen um Entwässerung von Moortwiesen handelt, deren Boden sehr schwer ist.

Um die Kräfte der Arbeitsmänner nicht allzusehr anzuspannen, hat man in der Woche einen Tag eingeschoben, der mit leichter Arbeit ausgefüllt ist. Gewöhnlich werden Feuerarbeiten gemacht. Für das geistige Wohl der Männer wird durch Vortragsabende gesorgt. Als Taschengeld gibt man den Arbeitsmännern eine Krone pro Woche. Außerdem erhalten sie zehn Cents für die Arbeitsstunde, also 80 Cents pro Tag. Dieser Lohn wird aber für die Verpflegung aufgerechnet.

Die Zerschlagung des Deutschtums in Lettland. In Auswirkung des neuen Gesetzes über die Landwirtschaftskammer Lettlands haben jetzt die beiden größten landwirtschaftlichen Vereine in Lettland, die „Kurländische, Ökonomische Gesellschaft in Mitau“ und die „Semeinnützige und Landwirtschaftliche Gesellschaft für Süd-Livland“ neben einer Reihe lettischer landwirtschaftlicher Vereine vom lettischen Landwirtschaftsministerium die Anordnung erhalten, ihre Tätigkeit einzustellen und sich aufzulösen. Das Eigentum der genannten deutschen landwirtschaftlichen Vereine — ein schönes Haus in Mitau und ein Gut bei Wenden — geht entsprechend den neuen Bestimmungen, ohne daß im Gesetz eine Entschädigung vorgesehen ist, in das Eigentum der Landwirtschaftskammer Lettlands über.

In der laufenden Spielzeit kann das **Deutsche Theater in Memel auf ein 150 jähriges Bestehen** zurückblicken. Die Bedeutung und kulturelle Sendung dieser Bühne liegt klar zu Tage. Es will viel bedeuten, wenn sie in der vorangegangenen Spielzeit innerhalb von nun fünf Monaten mehr als 44 000 Besucher zählen konnte. Aus der Geschichte dieses Theaters seien nur einige Daten hervorgehoben: Im Jahre 1893 ging es in städtischen Besitz über, nachdem es vorher von privater Seite betrieben wurde. Im Spieljahr 1927/28 erfuhr der Zuschauerraum eine grundlegende Umgestaltung, so daß die Jubiläumsbühne zu den repräsentativsten Theatern des deutschen Ostens zählt.

Sudetendeutsche Kulturwoche. Vom 17. bis 23. Mai findet in Aussig eine Sudetendeutsche Kulturwoche statt, verbunden mit einer großen Ausstellung. Die Vorbereitungen sind bereits seit längerer Zeit im Gange. Gleichzeitig wird in Teplice eine Sudetendeutsche Musikfestwoche veranstaltet, ebenfalls mit einer Ausstellung verbunden, die anschließend auch in Aussig gezeigt werden soll. Im Zusammenhang mit diesen Veranstaltungen sei auf das kürzlich zwischen dem Deutschen Reich und der Tschechoslowakei abgeschlossene Reiseabkommen hingewiesen, das Erleichterungen für den gegenseitigen Reiseverkehr bietet. Es ist zu wünschen, daß möglichst viele Reichsdeutsche diese Gelegenheit zum Besuch der großen sudetendeutschen Rundgebungen benutzen werden.

Eine Leonardo-da-Vinci-Bibliothek in Mailand. Wie aus Mailand gemeldet wird, ist es nunmehr gelungen, alle Schriften von Leonardo da Vinci zusammenzubringen. Die Sammlung, die sich in der sogenannten Schatzkammer in dem Castello Sforzesco zu Mailand befindet, umfaßt mehr als 5000 Werke, die aus aller Welt hierher gebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit hat man u. a. ein sehr wertvolles Manuskript des großen Künstlers gefunden, nämlich einen kleinen Codex von Zeichnungen und Karikaturen, sowie ein Schema Leonardos für ein Wörterbuch.

Deutsche Auswanderung nach Übersee. Von 1922 bis 1935 wanderten insgesamt 600 050 Deutsche nach Übersee aus. Wie schon vor 1914, so spielten auch in der Nachkriegswanderung die Vereinigten Staaten, die in dem genannten Zeitraum 441 008 deutsche Einwanderer aufnahmen, die erste Rolle. Die beiden anderen amerikanischen Hauptzielländer Brasilien und Argentinien hatten von 1922 bis 1935 je rund 50 000 deutsche Einwanderer zu verzeichnen. Seit 1931 ist die Auswanderung nach Übersee ziemlich gleichmäßig geblieben. Die Zahlen

lauten für 1931: 13 130, 1932: 10 325, 1933: 12 786, 1934: 13 554, 1935: 11 763. Davon gingen nach U.S.A. 1931: 8 691, 1932: 7 197, 1933: 9 999, 1934: 10 618, 1935: 9 017. Für Brasilien lauten die entsprechenden Zahlen: 765, 736, 829, 868 und 840, für Argentinien: 1682, 1266, 821, 764 und 1019.

Deutschstämmige in Kanada. Die „Deutsche Zeitung für Kanada“ beschäftigte sich kürzlich mit den seit 1923 in Kanada zugewanderten Mennoniten. Es handelt sich um 20 000 Männer und Frauen, die unter dem Druck des Bolschewismus ihre Wahlheimat in Südrussland verließen und sich in Kanada neue Wohnsitze suchten. Ein anderer Teil dieser Mennoniten begab sich bekanntlich 1929 über Deutschland nach Südamerika.

Die 20 000 nach Kanada zugewanderten deutschstämmigen Mennoniten sind ein gewichtiger Teil des Kanada-Deutschtums geworden. Ihre Übersiedlung von Rußland nach Kanada vollzog sich ganz planmäßig unter Mitwirkung der Einwanderungs- und Kolonisationsbehörden. Ein deutsches, stark nationales Bewußtsein entwickelte sich unter diesen Mennoniten eigentlich erst während der Kriegsjahre, als viele von ihnen in die Verbannung nach Sibirien gehen mußten. An ihrer deutschen Muttersprache hielten sie jedoch immer fest. Vor dem Weltkrieg unterhielten die Mennoniten in Rußland über vierhundert eigene Schulen, in denen natürlich vorwiegend in der deutschen Muttersprache unterrichtet wurde. Die Fähigkeit dieser vom Schicksal so hart angefaßten Rußlanddeutschen bewährt sich jetzt von neuem unter ganz anderen Verhältnissen in Kanada.

Englische Einwanderer für Australien. In dem Märzheft unserer Zeitschrift „Länder und Völker“ veröffentlichten wir von einem ersten Fachkennner eine eingehende Arbeit über das weite menschenleere Australien und die daraus sich ergebenden Spannungen. Gegenwärtig sind Verhandlungen über eine Einwanderung von Engländern nach Australien im Gange. Die australischen Gewerkschaften, die für die Maßregeln der Regierung des Dominions ausschlaggebend sind, sind nun bereit, einer neuen Einwanderungswelle zuzustimmen, nachdem die Arbeitslosigkeit von 30 auf 13 Prozent gesunken ist. Aber selbst diese Arbeitslosigkeit ist erstaunlich in einem Land, in dem nicht einmal ein Mensch auf dem Quadratkilometer wohnt. In Australien leben anstatt der 120 Millionen Menschen, die das Land ernähren könnte, nur 6,75 Millionen. Sein Fassungsvermögen wird wenig mehr als zu 5 Prozent ausgenutzt. Um den hohen Lebensstandard des australischen Arbeiters aufrechtzuerhalten, wird diese Menschenarmut künstlich beibehalten. Trotz der riesigen Landflächen leben 50 Prozent der Bevölkerung in den Großstädten Sidney, Melbourne, Brisbane, Adelaide, Perth und New Castle. Demgegenüber sind weite Flächen Australiens kaum erforscht. Nordaustralien, dreimal so groß wie Deutschland, hat nur 25 000 Einwohner, annähernd fünfmal größer als Deutschland ist der Staat Westaustralien mit 440 000 Einwohnern. Die Bevölkerung drängt sich fast ausschließlich an der Küste zusammen. Durch diese Aufteilung der Bevölkerung liegt die Stimmenmehrheit im Parlament immer bei den Städtern. Die politische Lage der landwirtschaftlichen Siedler ist ungünstig. Die hohen Schutzzölle hemmen den Absatz ihrer Produkte. Der Staat Queensland, dessen Bevölkerung größtenteils aus Farmern besteht, ist daher bestrebt, aus dem Staatenbund auszuscheiden.

50 Jahre deutsche Synode in Rio Grande. Vor 50 Jahren erstand, mit der Bildung der Riograndenser Synode, die erste deutsche evangelische Kirche auf dem Boden Südamerikas. Als erste Kirche in Übersee schloß sie sich im Jahre 1928 dem Deutschen Evangelischen Kirchenbund an.

Mehr als 300 Gemeinden mit über 180 000 Mitglieder sind in ihr der Kirche der Heimat angeschlossen. 100 Pfarrer und 60 Diakonissen stehen im Dienst ihrer Gemeinden. „Die zielbewußte Arbeit der Heimatskirche, der entfangungsvolle Dienst von mehr als drei Generationen deutscher Geistlicher, der Einsatz weischauender Führer aus ihrer Mitte, die Treue der Auswanderer zu deutscher Art und evangelischem Glauben haben eine kirchengeschichtliche Entwicklung heraufgeführt: einzig in ihrer Art und bestimmend für ihre Zukunft die erste deutsche evangelische Volkskirche in Übersee.“

Die Brücke zum Ausland:

Das neue deutsche Recht und seine Beziehungen zu Italien

Dem Reichsführer der deutschen Juristen, Reichsminister Dr. Frank, der zu Anfang dieses Monats in Italien weilte, widmete das halbamtliche „Giornale d'Italia“ einen längeren Begrüßungsartikel, in dem es, einer Meldung des Deutschen Nachrichtenbüros zufolge, hieß:

„Rom, die Mutter des Rechts, begrüßt in dem deutschen Gast mit Freuden eine hervorragende Persönlichkeit der nationalsozialistischen Bewegung. Dr. Frank vertritt sowohl durch Familientradition als auch durch eigene bedeutende Leistungen auf juristischem Gebiet die Rechtswissenschaft in Deutschland, der durch die neuen Strömungen des Dritten Reiches ein neuer Lebensimpuls eingeffloßt werde.“

Auf Einladung des Fascistischen Kulturinstituts hielt Reichsminister Dr. Frank seinen mit größter Spannung erwarteten Vortrag über „Gesetzgebung und Rechtspflege des Nationalsozialismus“. Das Rednerpult war flankiert von der Hakenkreuzfahne und der italienischen Flagge. Dr. Frank sprach frei in fließendem Italienisch und führte u. a. aus:

„Das zwanzigste Jahrhundert schreitet mit unwiderstehlicher Gewalt einer Neuformung der gesamten Kulturwelt entgegen. Staaten und Gesellschaftsformen, Rechtsordnungen und Weltanschauungen, Glaubensgebilde und Parteien, alles kam um die Wende dieses Jahrhunderts in Fluß. Revolutionärer denn je entwickelte sich aus dem Aufeinanderprallen aller nur denkbaren Antithesen in Idee und Wirklichkeit die Lage der Völker der Welt. Unter dem Anprall jugendlicher Sturmcharen zerbrechen alte Formen. Man muß in diesem gewaltigen Umbruch einer revolutionären Zeit bei Betrachtung geistiger Vorgänge mit ganz besonderer methodischer Umsicht zu Werke geben. Noch nie wurden wissenschaftliche Erkenntnisse so lapidar formuliert, wie wir das jetzt erleben. Noch nie wurden gedankliche Konstruktionen aus revolutionären Impulsen entwickelt. Noch nie wurden ganze Völker von vielen Millionen so sehr auf eine einheitliche weltanschauliche Linie gebracht, wie das jetzt der Fall ist. Über dieser gesamten Krisis der alten Welt des neunzehnten Jahrhunderts mit seinem Liberalismus und Rationalismus ist der Stern einer neuen Welt des heroischen Glaubens und des Idealismus im Aufstiege.“

Die Umwertung der Substanzbegriffe. Reichsminister Dr. Frank erklärte, es sei für ihn eine wahre Freude, in dem klassischen Lande der Rechtswissenschaft, in Italien, im Hinblick auf eine gewisse geistesgeschichtliche Kombination der Staatsentwicklungen Italiens und Deutschlands zu sprechen. Der nationalsozialistische Gesetzgeber sei, auf der Tradition des deutschen Rechtsdenkens fußend, in die Lage versetzt, die Methode einer selbstsicheren Rechtswahrheitsforschung anzuwenden, um damit die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Staates aufzubauen, die, ähnlich wie die fascistische, in der weiten Welt berechtigtes Aufsehen erregt habe. Dr. Frank ging sodann auf die Umwertung der Substanzbegriffe durch die nationalsozialistische Rechtspolitik ein, die die geistesgeschichtlich-revolutionäre Linie zur Darstellung brächte. Sie sei unter Zustimmung der gesamten Nation der Reichsgesetzgebung vorangestellt. Reichsminister Dr. Frank ging in diesem Zusammenhang insbesondere auf die Umwertung des deutschen Staatsbegriffes ein, der in der Zeit des Liberalismus und Parlamentarismus allmählich ein zur Erfüllung seines Selbstzwecks bestimmter, von der Volksgemeinschaft losgelöster Anstaltskörper geworden war mit eigenen Interessen, eigenen Gesetzen und eigenen Reigungen. Demgegenüber liege die Umwertung durch den Nationalismus darin, daß er den Staat seiner Eigenwertigkeit entkleide und daß er im Staat lediglich das Mittel zum Zweck der Volksicherung und zur Verwirklichung des Nationalsozialismus sehe.

Weiter wandte sich der Reichsminister der Umwertung des Gesellschaftsbegriffes vom Primat der Person zum Vorrang des Gemeinnutzens vor dem Eigennutzen zu.

Der Nationalsozialismus habe den Begriff der Mehrheitsabstimmung seines Scheinwertes beraubt und an seine Stelle die Autorität des Führers gesetzt.

„Diese Umwertungen revolutionärer Art, wie sie der Nationalsozialismus in Deutschland geschaffen hat, entsprechen in ihren wesentlichen Voraussetzungen dem großen Bestreben unseres revolutionären Jahrhunderts, den Völkern das eigene Leben auf Grund kraftvoller Anstrengung, im Ringen um Frieden und Ehre durch

machtvollen Ausbau des Staates als Selbstschutzeinrichtung sicherzustellen. Hier liegt im wesentlichen die gleiche Zielrichtung beim Nationalsozialismus und beim Faschismus vor, die, wenn sie auch im einzelnen in ihren gesetzgeberischen Methoden voneinander abweichen, doch grundsätzlich unter den gemeinschaftlichen Kennern ‚autoritäre nationale Erneuerungsbewegungen Europas‘ zu bringen sind.“

Schließlich ging der Reichsminister auch auf die Unterscheidung in der Auffassung des Dienstvertrages ein, da das römische Recht die menschliche Arbeitskraft gleich einer Ware dem Dienstherrn zu dessen Gebrauch und Nutzung zu Verfügung gestellt habe. Auf diese Auffassung des Dienstvertrages sei noch das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch bei der Behandlung der Grundlage aller Arbeitsverhältnisse zugeschnitten. Diesen Ergebnissen des römischen Rechts gegenüber wies der Reichsminister darauf hin, daß sie mit der modernen sozialen Gesellschaftslehre des Rechts deshalb nicht vereinbar seien, weil eben Kulturzustände von vor 2000 Jahren andere Rechtsformungen gäben, als sie die Gegenwart erfordere. Insofern sei auch die faschistische Gesetzgebung völlig modern und in ihren Grundlagen unabhängig von diesen antiken sozialen Verhältnissen. Der Reichsminister wies zum Schluß auf die Gemeinsamkeit des rechtspolitischen Willens der jungen Generation in Deutschland und Italien hin und gab dem Wunsche Ausdruck, daß sich die gegenseitige Hochachtung der italienischen und der deutschen Rechtswissenschaft in einer gegenseitigen Befruchtung der Arbeit an der großen, dem italienischen und dem deutschen Volk gestellten Kulturaufgabe im Dienste des ewigen Rechts gegen die Gewalt auswirken möge.

*

Die Königliche Akademie von Italien veranstaltete in den Räumen der Villa Farnesina eine feierliche Sitzung zu Ehren des Reichsministers Frank. Präsident Marconi begrüßte den Minister. Italien vergesse nicht, daß Frank der Vorkämpfer der Lehre des italienischen Rechts, oder besser gesagt des neuen faschistischen Rechts in den deutschen Universitäten gewesen sei. Er begrüßte ihn als alten Freund Italiens und gab dem aufrichtigen Wunsche für immer engere kulturelle Bande zwischen beiden Ländern Ausdruck, aus dem die gegenseitige Achtung und Kenntnis erwachsen könne, die sich nur gut und dauerhaft auf den weitesten Gebieten der Beziehungen zwischen Hitler-Deutschland und dem Italien Mussolinis auswirken könne.

Reichsminister Frank gab seiner besonderen Freude darüber Ausdruck, daß er in Rom vor dem auserwähltesten Kreis italienischer Rechtsgelehrter einen Vortrag über die Grundzüge der nationalsozialistischen Rechtslehre halten durfte. Es erfüllte ihn mit besonderem Stolz, daß die Sitzung der in der ganzen Welt so angesehenen Italienischen Akademie zu Ehren des Vertreters des Rechtswesens des neuen Deutschland veranstaltet worden sei. Die Worte Marconis über die Zusammenarbeit der beiden Länder auf geistigem Gebiet würden auch bei ihm als Vertreter Deutschlands auf fruchtbaren Boden fallen. Reichsminister Frank wies auf die jahrhundertalte geistige Zusammenarbeit Deutschlands und Italiens hin, deren Kultur sich gegenseitig befruchtet habe und deren geistiger Zusammenhang auch heute spürbar sei.

Deutschlands Brücke nach Übersee

Drei Jahre Deutscher Kurzwellensender

Vor drei Jahren wurde, durch Errichtung des Deutschen Kurzwellensenders, die Brücke zu allen Volksgenossen jenseits der Grenzen und Meere geschlagen. Tag und Nacht schickt der Sender nunmehr über seine Richtantennen deutsche Worte in alle Teile der Welt.

Am frühen Morgen gehen die Sendungen nach Südasien — Australien, anschließend nach Ostasien, am Abend nach Afrika, in der Nacht nach Südamerika, Mittelamerika und den Ver-

einigten Staaten. Auch Europa wird jeweils in der betreffenden Richtung von den Ausstrahlungen der Richtstrahler berührt. Ungefähr alle vier Stunden wird für jede Zone gesendet, und zwar so, daß die Sendungen in den betreffenden Erdteilen gegen Abend empfangen werden können. Nicht nur die Deutschen im Auslande hören Deutschland, sondern auch die Ausländer bekunden größtes Interesse an dem Programm des Deutschen Kurzwelle senders, der es deshalb als einen Akt der Höflichkeit ansieht, die An- und Absagen, sowie die täglichen Nachrichten auch in fremder Sprache zu senden. Seine Sendungen haben höchste kulturelle und volkspolitische Bedeutung, die in den Kreisen der Auslandsdeutschen mehr und mehr erkannt, gewürdigt und als ein Geschenk des neuen Deutschlands betrachtet werden.

Das Echo der deutschen Sendungen wird täglich stärker. Aus allen Teilen der Welt, von Deutschen und Ausländern, kommen im Monat viele tausend Zuschriften. Von Kanada bis zum Feuerland, von Australien bis zur amerikanischen pazifischen Küste, von überall sind die Briefe datiert. Einige Auszüge aus diesen Hörerbriefen vermitteln ein Bild von der großen Bedeutung des Deutschen Kurzwelle senders.

So schreibt eine Deutsche aus Rio Grande do Sul folgende Zeilen: „Wir sind immer stolz auf unser Vaterland, und wenn wir im Radio hören, was im neuen Deutschland geleistet wird, und was es für Fortschritte macht, dann müssen wir staunen; das gibt auch uns Mut und Kraft.“

Ein anderer Brief aus Rio de Janeiro: „Wir können Ihnen gar nicht beschreiben, welche Gefühle einen überkommen, wenn plötzlich im Radio aus der Heimat ein direkter Anruf kommt (gemeint ist ein Geburtstagsgruß). Ein Schauer läuft einem über den Rücken vor der Erkenntnis, daß es tatsächlich auch über die Meere hinweg keine Trennung mehr gibt.“ — „Wir Auslandsdeutschen können nicht mehr auf den Deutschen Kurzwelle sender verzichten“, so schreibt ein Deutscher aus Elisabethbucht in Südwestafrika. „Das Deutsche Reich bekommt auch seinen Dank dafür. Der festere Zusammenhalt des Reiches mit dem gesamten Auslandsdeutschtum trägt seine Früchte, die Absatzmöglichkeit von Waren jeder Art wird gesteigert, und das Ansehen des Reiches wird erhöht, wenn wir, wir draußen in der weiten Welt, von Ihnen gestärkt und unterstützt werden.“

Ein Berliner, den das Schicksal nach Ostafrika verschlagen hat, schreibt aus Dar-es-Salam in Ostafrika: „Ich bin jetzt 31 Jahre hier draußen und habe alle Jahre kein Heimweh gehabt, aber an diesem Abend, wo wieder ich deutsche Laute hörte, kamen mir doch die Tränen in die Augen, und ich hatte wirklich Heimweh nach meiner alten Heimat. Ich habe mir nun ganz fest vorgenommen, zur Olympiade nach Berlin zu kommen. Was sie uns mit dem Radio gegeben haben, uns einsamen Menschen, dafür kann keiner genug danken. Deutschland ist nicht mehr weit und niemand ist mehr einsam.“

Aus Wandong auf Java bittet ein Auslandsdeutscher, ihm und seinen Volksgenossen durch recht viele Sendungen einen kleinen Ersatz zu geben für alles Erhabene und Große, das sie nicht persönlich miterleben können. „Ihr gut durchgearbeiteter Nachrichtendienst“, so schreibt ein Deutscher aus Niederländisch-Indien, „hält uns Auslandsdeutsche über alle Vorgänge im Reich in ständigem Kontakt mit der Heimat. Wir alle hoffen, daß dieser Nachrichtendienst die Wahrheit in die ganze Welt bringt.“

Ein Brief aus Boston in USA. zeigt die Wirkung, die der Nachrichtendienst des Deutschen Kurzwelle senders auch auf die Ausländer ausübt: „Wir sitzen viele Stunden am Lautsprecher. Mein Freund war mit dem 9. Bataillon der Scottish Blackwatch im Weltkrieg und wurde dreimal verwundet. Ich war mit dem 110. Infanterieregiment der 28. Amerikanischen Division draußen und trage zwei Andenken von Schrapnells. Nachdem wir uns an Ihrem Programm erfreut hatten, lachten wir uns an und fragten uns, ob wir wohl vor 20 Jahren auch so gerne hingehört hätten. Radio ist ein wunderbares Ding, weil es zur Verständigung der Völker untereinander beiträgt.“

Zeitschriftenlese

In dem Märzheft der „Zeitschrift für Geopolitik“ veröffentlicht Ryuzo Ohki eine Arbeit über den „Grundgedanken des Hojinismus“. In den einleitenden Worten schreibt der Verfasser: „Das japanische Lebensprinzip der Einheit von Land und Volk, welches unserer — der japanischen — Gesellschaftsstruktur traditionsgemäß zukommt, soll durch unsere Kulturbewegung wiederhergestellt werden. Wir glauben an die Einheit von Land und Volk, diese beiden gehören eng zusammen. Um die Krisis in der Gedankenwelt der modernen Menschheit zu überwinden, bedarf die Menschheit der Autorität und der schöpferischen Eingliederung in das Ganze und verlangt nach einer darauf aufgebauten Gesellschaftsordnung. Autorität, Mitsu auf japanisch, ist bei uns die schöpferische Liebe, die der Weltseele innewohnt. Einzig unter dem strahlenden Lichte der Autorität werden die absoluten Gegensätze von Freiheit und Macht aufgehoben und vereinigt. In der Gegenwart läßt sich nun eine starke Gedankenströmung auf der ganzen Welt feststellen, die auf sich ein in der absoluten schöpferischen Liebe wurzelndes Autoritätsprinzip gerichtet ist. Dieses Autoritätsprinzip stellt die Verbindung her mit dem kosmischen Entwicklungsprozeß, der unaufhörlich seine schöpferischen Kräfte entfaltet und wo er sich frei auswirkt, auch die Gegensätze von Subjekt zu Objekt, von Seelischem zu Materiellem, Einheit und Vielheit aufgehoben hat und allen Widerspruch zwischen Staat und Volk, Stadt und Land, Arbeiter und Kapitalisten beseitigt. Wir wollen mit diesem Geist das Prinzip der Vereinigung von Land und Volk verwirklichen. Das ist die moderne Auffassung der eigentümlich japanischen Geisteshaltung, die Religion und Politik von Anfang an gleichsetzt. Die Einheit beherrscht grundlegend unser traditionelles Staatsleben. Das ist der Hauptgedanke des Hojinismus in Japan.“

In dem neuen Heft „Das deutsche Wort“ beleuchtet Otto Urbach „Das lebendige Frankreich und das neue Deutschland“.

Auf deutscher Seite ist der gute Wille, mit Frankreich zur Verständigung zu kommen, unbestritten:

Der Altpräsident der Reichsschrifttumskammer, H. Fr. Blunck, hat das wiederholt in Paris betont. Hanns Johst würdigt in seinem Reisebericht „Maske und Gesicht“ Frankreich und die Franzosen eingehend. Er sieht im Franzosen den sorgsamem Gärtner, der jeden Quadratmeter Erde liebevoll bebaut. Paris ist ihm die Stadt der führenden Gesellschaft, des reichen Geistes, der Freiheit. Der Sohlsbergkreis (Berlin W 35, Sigismundstraße) sucht enge Verbindung mit der französischen Jugend. Er will die Bewegungen und das Verstehen der Nachbarnation stützen auf das Vertrauen in die Ehrlichkeit des andern. Durch Achtung der Volksehre zum Völkerfrieden! Ähnlichen Zielen will die deutsch-französische Gesellschaft Berlin-Zehlendorf dienen. Wir erinnern ferner an den Batschari-Preis von 10000 Mark für einen im Sinne der deutsch-französischen Verständigung geschriebenen Roman. Als Preisrichter wählten u. a. H. Fr. Blunck und Jean Giono. **Will man in Frankreich diese Anstrengungen übersehen?** Wir erinnern an die hervorragende Zeitschrift „Hochschule und Ausland“, die sich in erfolgreicher Weise bemüht, Brücken zum Ausland zu schlagen.

Wir erinnern vor allem an Adolf Hitlers eindeutige Erklärungen, die kein Mensch, der guten Willens ist, überhören kann. **Deutschland will Frieden und Freundschaft mit dem Nachbarvolke!**

„Die neue Linie“ behandelt unter dem Titel „Der Dank des letzten Ritters“ das Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck. „Das erzene Geleit“ der Geschlechterreihen um den Sarkophag bedeutet gleichsam einen Dank insbesondere an die Frauen des Kaiserhauses.

„Es wird eine tragische Kette, wenn wir das Schicksal dieser habsburgischen Frauen zurückverfolgen! Da ist Elisabeth, die der Familie Tirol einbrachte und den ‚einäugigen,

harten und habgierigen' Albrecht I., den späteren Kaiser, heiratete, ihm in Treue 22 Kinder gebar, von denen 10 den Vater überlebten; fast vor ihren Augen wurde der Gatte von seinem Neffen Johann Parricida, dem er sein Erbgut vorenthielt, ermordet. — Dann folgte Kaiser Sigismunds Tochter, die andere Elisabeth, die ihrem Albrecht II. die ungarische Krone sichern sollte, aber nach dessen Tode für ihren nachgeborenen Sohn die Insignien mit nächtlichem Einbruch in das von der Gegenpartei bewachte Schatzgewölbe buchstäblich stehlen mußte, um ihm damit die Nachfolge zu sichern. — Leonore, Maximilians Mutter, die portugiesische Königstochter, die ihrem phantastisch wirtschaftenden Gemahl eine unermeßliche Geldmitgift verschaffte und dennoch auf einem ärmlichen Ochsenwagen ins Deutsche Reich einziehen mußte. — Maximilians Schwester, Kunigunde, die ihren Mann, den Herzog Albrecht von Bayern, erst bekam, nachdem der sich die kriegerische Unterstützung seines kaiserlichen Schwagers mit hohen Summen erkaufte hatte, und die ihr Leben in einem Kloster vergrämt beschloß. — Maximilians erste Frau, Maria von Burgund, die ihm ihr reiches burgundisches Land nur nach schweren und für ihn sehr blamablen Kämpfen gegen ihr eigenes Volk zuführen konnte und schon mit 25 Jahren starb. — Seine zweite Frau, Blanca Maria von Mailand, die er mit ungeheurer Geldabfindung nahm und dennoch ihren Bruder und Vetter in den Händen brigantischer Mörder ließ. — Des Kaisers einzige Tochter, Margarethe, die als Kind, in offener Länder Spekulation, mit einem früh sterbenden spanischen Prinzen vermählt wurde, mit 20 Jahren schon zum zweitenmal Witwe war und dann die uns aus Goethes „Egmont“ bekannte, für Frauenschultern zu schwere Regentschaft der Niederlande führen mußte. — Und dann Johanna von Spanien, die Margarethens Bruder Philipp endlich die ersehnte Anwartschaft auf den Thron ihres Vaters in ihrer Person versprach, aber, in den häßlichen Streit zwischen Vater und Gatten gezogen, dem Wahnsinn verfiel . . .“

In der Zeitschrift „Die Tatwelt“ bemüht sich der junge rumänische Philosoph Lucian Blaga in einem Aufsatz „*Sagia Sophia*“ um eine „gleiche geistige Plattform“, von der aus die drei Stilarten der christlichen Architektur: die romanisch-basilikale, die gotische und die byzantinische, umschrieben werden könnten.

„Auch die Funktion des Lichts in der byzantinischen Architektur legt Zeugnis ab von dem Gedanken eines Transzendenten, das herniedersteigend sich zeigt. Beim Eintritt in eine byzantinische Kirche steht man zunächst in der Dunkelheit des geschlossenen Raumes unter dem Eindruck der Lichtbündel, die durch oben an der Basis der Kuppel angebrachte Fenster hereinquellen, Lichtbündel, die mit dem Schwert zerteilt werden könnten. Es ist, als ob es ein unirdisches Licht wäre, ein Licht von deutlicherer Beschaffenheit als die des überall sich gleichmäßig verteilenden Tageslichts. Dieses materiell potenzierte Licht, das in große Bündel quellend hereindringt, die sich in gradlinigen Kaskaden kreuzen, ist zweifellos ein integrierender Bestandteil der byzantinischen Architektur. Ist dieses materiell potenzierte Licht nicht eine symbolische Erläuterung mehr des Transzendenten, das sich sichtbar gemacht hat?

In die gotischen Kirchen dringt das Licht nur gedämpft und gemäßigt durch die farbigen Fenster ein, um sich in der Dunkelheit des Raums gleichmäßig zu verteilen. Das vulgäre Tageslicht wird in der Gotik gedämpft; es gleitet durch ein Medium hindurch, das es vergeistigt. Gegenüber diesem koloristisch vergeistigten Licht führen die Emanationen des potenzierten Lichts, die in dem Gefäß des byzantinischen Kirchenbaues gesammelt werden, die Gedanken zum ursprünglichen Licht zurück, das Gott mit seinem ersten Worte erschuf.

Vergleicht man die morgenländische Mystik, die byzantinische oder jene Kleinasiens, zumal in ihren nichtchristlichen Varianten, mit der abendländischen der nordisch-germanischen, so ergibt sich ein grundsätzlicher Unterschied. Der orientalische Mystizismus ist ein solcher des Lichts — das erste Mysterium des Kosmos ist das Mysterium des Lichts. Der abendländische Mystizismus ist ein Mystizismus des Dunkels — das Mysterium ist hier jedesmal ein solches der Dunkelheit.“

Büchertafel

3 × Afrika. Flugreisen des Hindenburg-pokal-Preisträgers Karl Schwabe nach Afrika 1933, 1934 und 1935. Kösel & Pustet, München. 222 S.

Daß man auf drei Flügen, die sich im wesentlichen auf denselben Strecken vollziehen, Afrika nicht kennenlernen kann, auch wenn man so helle Augen hat und so unverdrossen sich umsieht wie Karl Schwabe, versteht sich von selbst. Aber was Wagemut, Ausdauer und Beherrschung des Flugzeugs und der Umstände in jedem einzelnen Falle bedeuten, das lernt man aus den Erzählungen des Piloten Schwabe kennen. Ein Buch, das keiner aus der Hand legen wird, ehe er es zu Ende gelesen hat. Daß der Verfasser sich seiner Verpflichtungen gegen Volk und Vaterland in hohem Maße bewußt ist, sei zum Lobe des Buches noch besonders hervorgehoben.

Fünfzig Jahre Togo. Von August Sull. Mit 27 Bildern auf 16 Tafeln, 27 Textfiguren und einer Übersichtskarte. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Wobfen), Berlin 1935. 280 S. 6,— M.

Mit großer Sachkenntnis berichtet der Verfasser über Land und Volk, staatlichen Aufbau, Eingeborenenfragen, Rechtspflege, Geistesleben, Gesundheitspflege, Verkehrs- und wirtschaftliche Verhältnisse. Es ist kaum eine Frage, die hierin offen gelassen wurde. Erfreulich ist die Gegenüberstellung der deutschen Leistung in diesem Gebiet und der französischen und englischen Verwaltungsmaßnahmen. Wir empfehlen das Buch, das dem Bedürfnis unserer Zeit entgegenkommt, jedem, der sich mit überseeischen deutschen Siedlungen befaßt.

Das Geheimnis um Schobua. Von Hans Helfrich. Deutsche Verlags-Gesellschaft, Berlin 1936. 68 Seiten.

Auf seiner dritten Expedition ins Innere der arabischen Wüste, ins Land Hadramaut, ist der Forscher bis zu den heiligen uralten Kulturstätten der längst vergangenen sabaischen Epoche, bis nach Schobua vorgestoßen. Mit Hilfe einiger ihm treu gebliebener Beduinen gelingt das gefährliche Experiment in einer Nacht, und so ist Helfrich der erste Weiße, der, wenn auch nur kurze Zeit, in dieser unter den Sanddünen schlummernden und von den Beduinen hoch verehrten alten Kulturstadt weilen kann. Mit oft phantastischer Spannung verfolgt man, durch die lebendige Erzählerart des Südarabienforschers gefesselt, im Geiste mit ihm die 12000 Kilometer lange Karawanenstrecke, die vielen Widrigkeiten, die feindlichen Angriffe und schroffen Ablehnungen der umwohnenden Beduinenstämme. Die außerordentlich schönen Aufnahmen, die dem Buche beigegeben sind, runden das Bild Südarabiens ab, das der Verfasser vor dem Leser stehen läßt. Setzede im Augenblick der politischen Hochspannung

in der ganzen mohammedanischen Welt, wird man sich bewußt, daß auch auf der anderen Seite des Roten Meeres in Südarabien noch eine ganz verschlossene Welt mit uralten Kulturen der Erschließung harret, daß Südarabien noch heute eines der unberührtesten Gebiete unserer ganzen Erde ist. R o k u.

Menschen, die ich in der Wildnis traf. Von Hans Krieg. Mit 16 Bildtafeln. Strecker & Schröder Verlag, Stuttgart 1935. 220 S. Geh. 3,30, Einb. 4,50 M.

22 kurze Erlebnisberichte und ein Schlußwort des deutschen Naturforschers zeichnen vor dem Leser die bunte Welt Südamerikas. Das Buch, das unseren schwäbischen Landsleuten in Übersee gewidmet ist, nimmt oft Gelegenheit, die Freuden und Sorgen, die Wege und Schicksale unserer deutschen Volksgenossen in Südamerika zu schildern.

Die Woermanns. Vom Werden deutscher Größe. Von Theodor Bohner. Verlag „Die Brücke zur Heimat“, Berlin 1935. 260 S. 4,80 M.

Ein Verusener hat dieses Buch geschrieben, einer, der mit der deutschen kaufmännischen und Siedlungsarbeit in Afrika vertraut ist und zugleich mit der Familiengeschichte der Woermanns. Was die Woermanns für die Schifffahrt und den Handel und damit für die Gewinnung eines Platzes in Afrika geleistet haben, ist in dem Buche in vortrefflicher Weise dargestellt und damit die alte Wahrheit, daß Männer die Geschichte und auch das Wirtschaftliche machen, unter Beweis gestellt. Noch ein anderes erweist das Buch: die alten Familien bedürfen immer neuer Blutzufuhr, und die kräftigsten Lebensquellen fließen in den starken Menschen, die von unten kommen. So ist das Buch auch familiengefichtlich wertvoll.

Josef Pilsudski. Erinnerungen und Dokumente. Mit einem Geleitwort vom Ministerpräsidenten General Göring. Bd. 1: Meine ersten Kämpfe. Essener Verlagsanstalt, Essen 1935. 80 u. 294 Seiten.

Das Buch enthält außer den Mitteilungen Pilsudskis über seine ersten Kämpfe 1914 eine biographische Einleitung von Wacław Pipinski: „Der große Marschall“ und ein Nachwort von Prof. Dr. v. Arnim, dem Rektor der Technischen Hochschule in Berlin. Durch diese beiden Zugaben werden die hier abgedruckten Erinnerungen Pilsudskis, die ja nur eine kurze Spanne seines Wirkens umfassen, zu einem vollständigen Bilde von seinem Wesen und Wirken ergänzt. Weitere vier Bände („Das Jahr 1920“ — „Militärische Vorträge“ — „Reden und Armeebefehle“) werden weiterhin veröffentlicht werden. Wer das heutige Polen verstehen will, muß den Mann kennen, der es geschaffen und aus den Wirren der ersten Jahre herausgeführt hat, den Feldherrn und Staatsmann.

Eira und der Gefangene. Von Heinrich Eckmann. Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1936. 276 Seiten. 4,80 M.

Dieses Werk, etwas ernst und manchmal vielleicht auch etwas zu schwermütig und ethisch betont, schildert das Leben eines deutschen Kriegsgefangenen auf einer kleinen Farm in Wales. Aber darüber hinaus gewinnt der Leser auch einen Einblick von dem Waliser Bauernleben schlechthin, von der ungeheuren Einsamkeit, aber auch von dem kraftvollen, heißen nationalistischen Streben des Waliser Volkes in seinem jahrhundertalten Kampf gegen die englischen Herren. Der Roman gibt einen tiefen Einblick in das Eigenleben des Waliser Volkes, in sein eigenes völkisches Streben, das eigenfönnig jeden Einfluß fremden Blutes fernzuhalten weiß.

Jacob, Ernst Gerhard: Der Deutsche in Portugal und Spanien. „Der Deutsche im Auslande“ 33.-34. Heft. Langensalza 1935, Julius Bels. 137 S. 80

Die alten Kulturbeziehungen, die die Länder der iberischen Halbinsel mit Deutschland verbinden, werden hier übersichtlich zusammengestellt. Der Verfasser behandelt in anschaulicher Weise durch alle Jahrhunderte hindurch, was an Ereignissen und Begebenheiten wichtig war. Er erzählt in frischer Weise, und es gelingt ihm, die Wichtigkeit des gegenseitigen Verhältnisses zwischen uns und den uns befreundeten Nationen der Spanier und der Portugiesen gebührend herauszustellen.

Dr. R.

Im Eis vergraben. Erlebnisse auf Station „Eismitte“ der letzten Grönland-Expedition Alfred Wegeners von Johannes Georgi. Verlag des Blodigischen Alpenkalenders Paul Müller in München.

Die letzte Forschungsreise Alfred Wegeners nach Grönland im Jahre 1930 war der heroische Todesweg des Mannes, dessen Persönlichkeit und Schicksal in dem herrlichen Buch von Johannes Georgi ein ragendes Denkmal erhalten hat. Der Verfasser hat seine Erlebnisse auf Station „Eismitte“ in das Gewand eines Tagebuches gekleidet, das man ebenfögnut „Liebesbriefe aus dem Eisgrab“ nennen könnte; denn in diesen Briefen an seine Frau Frieda gehen Sehnsucht und Heimweh, Pflichtgeföhl, Willensstärke und Naturliebe Hand in Hand. Diese schlichten Briefe erzählen mit seltener Bildkraft von den schweren schweigenden Tagen und Nächten in der Unendlichkeit der ewigen Eis-

region, die selbst den eingeborenen Grönländern Entsetzen und Todesfurcht einflößt. Wahrhaftig und kunstlos stehen die Worte da, die aus unmittelbarem Erleben zu uns sprechen und eine tiefe Wirkung erzielen. Vor den deutschen Helden um Wegener hatte kein Menschenfuß das „große Eis“ auf Grönland betreten, und was Georgi, Sorge und Coeme ein volles Jahr in den Zelten und Höhlen auf dem gefürchteten Inlandeis in 3000 Meter Höhe bei unvorstellbarer Winterkälte erlitten, erlebt und erforscht haben, das gehört zu den Großtaten der Polarforschung, deren Literatur durch Georgis Buch (in 3. Auflage) eine wertvolle Bereicherung erfahren hat, stark genug, um die Jugend zu begeistern, und schlicht genug, um dem Menschen der Faust zu gefallen. Das Buch unterhält und belehrt, es erschüttert und begeistert. Die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums hat es aufs wärmste empfohlen. Anschauliche Bilder und Skizzen begleiten die hochinteressanten Tagebuchbriefe. R. J. L.

Aus der Fülle der Literatur, die das gewaltige Geschehen des Krieges heroorgebracht hat, dürfen die verschiedenen in sich zusammenhängenden Werke, die den bekannten militärpolitischen Schriftsteller Generalleutnant Ernst Rabißch zum Verfasser haben, einen besonderen Platz beanspruchen: „Die Marne-Schlacht 1914 — eine deutsche Tragödie“, „Der schwarze Tag — die Nebelschlacht von Amiens“ und „Nüttich“, alle erschienen im Verlag Otto Schlegel, Berlin.

Klar und zuverlässig in der Darstellung der großen strategischen Fragen, eindrucksvoll in der Zitierung der erreichbaren Quellen, lebendig und vielgestaltig und auf die großen Schicksalsfragen eingehend, gibt der Verfasser dem Leser den Eindruck unmittelbaren Erlebens und vermittelt ihm eine plastische Kenntnis der einzelnen Vorgänge. „Deutschlands Schicksalschritt in den Weltkrieg“ nennt Rabißch den ersten Band: Nüttich. Der deutschen Tragödie in den Septembertagen 1914, der Marne-Schlacht, gilt der zweite Band. Mit dem 8. August 1918, dem „Schwarzen Tag des deutschen Heeres“, entgleitet dann der deutschen Heeresführung endgültig das Gefetz des Handelns, und hier gelingen dem Verfasser dann besonders bei den Kampfschilderungen und den Gegenüberstellungen von deutschen und feindlichen Berichten wundervolle Beispiele deutschen Heldentums und Schilderungen von unerhörter, eindringlicher Kraft.

Diesem Heft liegt die Spielfolge für Mai vom „Haus der Länder“ bei.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Konrad Kutschera, Berlin C2, Fernruf der Schriftleitung: D 4 Humboldt 6415 / Für die Anzeigen: Herman Dumbke, Berlin NW 40, Fernruf für die Anzeigen: C 5 Hansa 5311 / Verlag: Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21
 Druck: Niemann & Sohn, Berlin N 20, Drontheimer Str. 27 / Manuskript- und Buchzusendungen an die Schriftleitung: Berlin C2, Breite Str. 37 (Ibero-Amerikanisches Institut) erbeten / D.-A. I. Vj. 1936: 7500.



Das „Haus der Länder“

am U-Bahnhof Klosterstraße

bietet infolge seiner zentralen Lage in der
Innenstadt die günstigste Gelegenheit für

**Theaterspiel und
Filmvorführungen,
Vorträge und
kulturelle Veranstaltungen jeder Art**

In erster Linie sollen dort die **Auslands-Vereinigungen** und
Kolonien der Deutschland befreundeten fremden Völker mit
ihren hiesigen Mitgliedern und ihren Freunden eine Heimstätte
für ihre **nationalen Feiern und Feste** finden.

Das Haus verfügt über eine geräumige **Stilbühne** mit vielen
Nebenräumen, eine vollständige **Tonfilmanlage** und gewährt, bei
vorzüglicher **Akustik**, im Parkett und Rang Raum für **850 Zuschauer**.

Auskünfte erteilt die

Geschäftsstelle der **Gesellschaft für Länderkunde**

Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

